



Deutschland ist ein Land der Bildung. Damit das so bleibt, brauchen wir auch klare Vorstellungen davon, wo wir eigentlich hinwollen. Der Stifterverband hat deshalb die Bildungsinitiative "Zukunft machen" gestartet. In sechs Handlungsfeldern macht sie deutlich, wohin sich die Hochschulbildung entwickeln muss, wenn Deutschland international weiterhin auf Augenhöhe mit den Besten agieren will.

Das Handlungsfeld **MINT-Bildung** beschäftigt sich mit dem Absolventenbedarf sowie der Verbesserung des Studiums hinsichtlich Internationalität und Praxisbezug. Es ist das Ziel, den Frauenanteil zu steigern sowie mehr Ausländer für das Studium zu gewinnen. Die bislang niedrigen Erfolgsquoten von 66 Prozent (MIN) und 73 Prozent (T) sollten auf 80 Prozent steigen.



Haben deutsche Hochschulabsolventen keine Ideen mehr?

"Gute Ideen gibt es genug und auch den Willen, diese umzusetzen. Es fehlt in Deutschland aber nach wie vor an Unterstützung und Finanzierung – besonders auf das Risiko hin, mit der Idee zu scheitern."

FRANK PANKOTSCH, GESCHÄFTSFÜHRER DES GRÜNDUNGS-CENTERS DRESDEN EXISTS



Tolle Geschäftsideen von Absolventen und wie ihre Hochschulen sie bei den Gründungen unterstützt haben, zeigen wir ab **Seite 10**. Darunter ist auch Christian Klemenz mit seinem Bier St. ERHARD, das er für den indischen Markt braut.



THEMEN

Intro

- Infothek: Hochschulperle des Jahres BAföG in Zahlen Siebter Sieg in Folge Darf Nele Physik studieren? MOOCs und mehr
- **8** Das besondere Bild

Schwerpunkt

10 Vom Hörsaal in den Chefsessel

Initiativen

24 Pulsierender Erfindergeist

Die Zukunftspreisträger verschaffen deutschen Unternehmen einen weltweiten Innovationsvorsprung: Sie machen Ultrakurzpulslaser fit für die Industrie.



28 Kompakt

DSZ betreut jetzt 600 Stiftungen • Bessere Lehre im Fach Jura • Klaus Dyckerhoff verstorben • Deutschland verliert zu viele Spitzenforscher

30 Freiheitsgewinn für die Lehre

Der Bochumer Julian Krüper wird vom Stifterverband mit einer Fellowship gefördert. Der Rechtswissenschaftler geht neue Wege in der Juristenausbildung.

32 Business meets Bildung

Eine neue Studie zeigt: Deutsche Unternehmen geben jährlich rund 2,5 Milliarden Euro für die akademische Bildung aus. Sie ermöglichen damit vor allem ein praxisorientiertes Studium.



Vom Hörsaal in den Chefsessel

Start-ups von heute sind die starken Unternehmen von morgen, meinte einst der Ökonom Joseph Alois Schumpeter. Aber in Deutschland mangelt es an Gründungen. Viele scheuen – trotz starken Ideen und vorhandenem Know-how – den Schritt in die Selbstständigkeit. Dabei sind Start-ups für die Wirtschaft unverzichtbar. Eine zentrale Rolle spielen die Hochschulen: Wie gut ebnen sie potenziellen Gründern den Weg? Wo schlummern noch Potenziale? Wo gibt es Handlungsbedarf? Eine Spurensuche. 10

4





Initiativen

34 Neue Wege aus der Bankenkrise?

Die Welt nach der Finanzkrise – wie reagieren die Wirtschaftswissenschaften? Die Konferenz "Ökonomie neu denken" suchte Antworten.

36 Kompakt

Mehr Vielfalt an der Uni • Gesichter der Bildungsrepublik • CARTA, die zweite • Brücken ins Studium



Interview

38 Verdrängte Altlasten

"Natürlich ist es nicht in Ordnung, wenn der Staat für die Fehler der Banken büßen muss. Aber was ist die Alternative?" Ein Interview mit Finanzmarktforscher Martin Hellwig.



Essay

42 Mit Wissen wachsen

Viele Regionen verfügen über eine starke innovative Kraft. Doch nicht immer gelingt es ihnen, diese Stärke als Standortvorteil zu nutzen. Die neue Science Scorecard des Stifterverbandes kann weiterhelfen.

Zu guter Letzt

46 Tolan, Metin Tolan • Ansprechpartner • Impressum • Der tägliche Wahnsinn: Zehn Fragen an Jens König

17 "Rausgehen und darüber sprechen"

Einfach ausprobieren, sagt Gründungsexperte Frank Pankotsch. Das eigene Unternehmen zu gründen, sei ein spannender Karriereweg.

18 Kapital für gute Ideen

Die Finanzierung schreckt viele potenzielle Gründer vom Schritt in die Selbstständigkeit ab. Das muss nicht sein. Ein Überblick über Finanzierungsarten und -quellen.

22 Lieber der eigene Chef

Ein infografischer Überblick über die Gründungskultur in Deutschland.

INFOTHEK



Kinder besuchen mit ihren Paten das Technikmuseum in Berlin.

Hochschulperle des Jahres

Der Stifterverband vergibt die Hochschulperle des Jahres 2013 an die studentische Kampagne "100 Paten für Berlin". Der Sieger wurde durch ein Onlinevoting bestimmt und erhält 3.000 Euro. Zur Wahl standen die zwölf Hochschulperlen der Monate Januar bis Dezember 2013. Auf "100 Paten für Berlin" entfielen 30,5 Prozent der insgesamt 18.168 abgegebenen Stimmen. Mit der Onlineplattform unterstützen Studierende der TU Berlin. FU Berlin und der Universität der Künste Berlin das Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften bei der Suche nach dem passenden Paten. Auf Platz 2 folgte das Bochumer Projekt "Ingenieurin auf Probe" (28 Prozent). Der dritte Platz ging nach Dresden an das Projekt "Science goes to School" (16,81 Prozent).

Die Ergebnisse der Abstimmung sowie kurze Audioporträts der zur Wahl stehenden Initiativen gibt es in unserer Tabletausgabe oder auf der Projekt-Website.

www.hochschulperle.de

BAföG in Zahlen



Schüler und Studierende haben 2012 BAföG erhalten – der höchste Stand seit 30 Jahren!



davon hatten den maximalen Förderbetrag zur Verfügung.



der Geförderten sind zwischen 20 und 26 Jahre alt.



BAföG erhielt ein Studierender 2012 monatlich im Schnitt. Bei Schülern waren es 401 Euro.

> QUELLEN: STATISTISCHES BUNDESAMT 2013, 20. BAFÖG-BERICHT DER BUNDESREGIERUNG

Siebter Sieg in Folge

Sie sind Deutschlands größte Mathe-Asse: Elf Schüler haben sich im Dezember 2013 den Bundessieg im Bundeswettbewerb Mathematik gesichert. Im Finale konnten sie sich gegen eine starke Konkurrenz behaupten. Besonders beeindruckend war die Leistung der Abiturientin Lisa Li. Bereits zum siebten Mal in Folge sicherte sie sich den Bundessieg. Sie ist damit die erfolgreichste Teilnehmerin aller Zeiten – und ein gutes Beispiel dafür, dass Mädchen in der Mathematik durchaus mit den Jungs mithalten können.

Die erstmaligen Sieger werden in die Förderung der Studienstiftung des deutschen Volkes aufgenommen. Zusätzlich bekommen sie die Chance, im Sommer mit Weltklasse-Mathematikern am Max-Planck-Institut für Mathematik in Bonn zu forschen. Die mehrmaligen Bundessieger erhalten Geldpreise des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. Der Bundeswettbewerb Mathematik ist ein Angebot von Bildung & Begabung, einer Initiative des Stifterverbandes und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, und findet jedes Jahr statt.

www.bildung-und-begabung.de



So appetitlich kann Mathematik sein.

o appetitiich kann Mathematik sein.



Nele Wagner (Anke Retzlaff) sucht in der Science-Soap "Sturm des Wissens" ihren Weg in die Welt der Wissenschaft.

Darf Nele Physik studieren?

Liebe, Intrigen und Katastrophen – so lautet das Erfolgsrezept für Seifenopern im Fernsehen. Meist spielen sie in der Welt der Reichen und Schönen, in Modeimperien oder Hotels.

Was aber, wenn man eine solche Serie in einem ganz anderen Umfeld zeigt – und damit deutlich macht, dass auch die Welt von Wissenschaft, Forschung und Technik spannend sein kann, insbesondere für Mädchen. Die Wissenschaftsinitiative Rostock denkt 365° hat deshalb die erste sogenannte Science-Soap gedreht. "Sturm des Wissens" handelt von sieben jungen Frauen und Männern, die an Rostocker Wissenschaftseinrichtungen studieren oder arbeiten – und dabei nicht nur wissenschaftliche Herausforderungen meistern müssen. Im Fokus steht Nele, die eigentlich Physik studieren möchte. Ihr Vater will jedoch, dass sie Hotelfachfrau wird.

Die Science-Soap "Sturm des Wissens" ist eines von zehn Projekten, das der Stifterverband 2012 im Finale des Wettbewerbs "Stadt der Wissenschaft" ausgezeichnet hat. Die ersten fünf Folgen sind nun online zu sehen.

www.sturm-des-wissens.de

"Online-Education wird den Hörsaal nicht abschaffen. Im Gegenteil: Beides wird sich weiterentwickeln."

SEBASTIAN THRUN, STANFORD UNIVERSITY

Interview zur digitalen Hochschullehre auf www.youtube.de/stifterverband



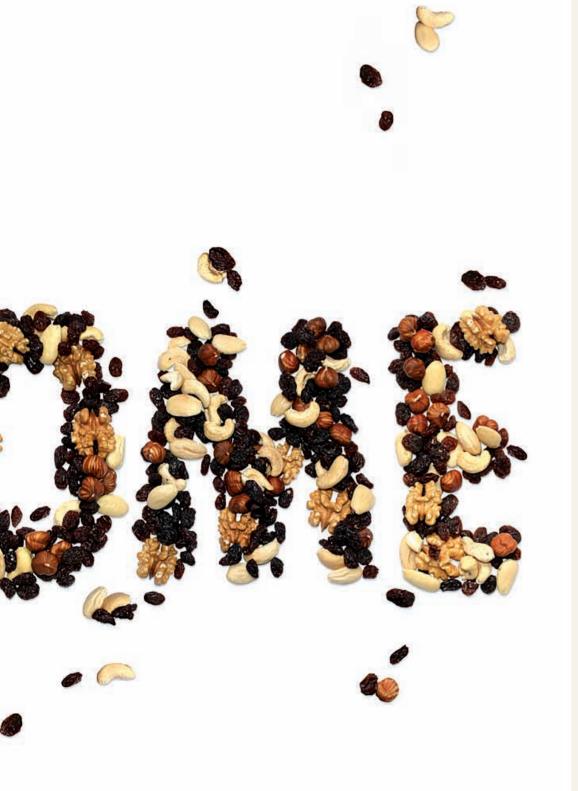
MOOCs und mehr

Hörsaal digital und kostenlose Onlinekurse (massive open online courses – MOOCs) waren das Titelthema der letzten Ausgabe der "Wirtschaft & Wissenschaft".

Mehr Informationen,
Links zu weiteren Artikeln sowie Videos zum Thema haben wir nun in einem Flipboard-Magazin zusammengestellt. Es ist abrufbar im Bowser oder mit der Flipboard-App.

http://flip.it/o509y







DAS BESONDERE BILD

Willkommen! Deutschland braucht mehr internationale Studierende – das fordert der Stifterverband unter anderem in seiner Bildungsinitiative "Zukunft machen".

Die war im Sommersemester 2013 Thema in einem Designseminar an der Fachhochschule Düsseldorf. Gemeinsam mit ihrem Professor Winfried Korfmacher haben Studierende kluge und zugleich witzige Plakate zur Bildungsinitiative entworfen. Der Leitgedanke der Bildungsinitiative diente den Studierenden als Aufgabenstellung: Zukunft machen! Entstanden sind kreative Kampagnen, die sich auf witzige bis hintersinnige Weise mit Bildungsfragen beschäftigen: vom Wert der Bildung im Allgemeinen über das duale Studium bis hin zum Dauerthema "Frauen und Naturwissenschaften". Besonders Letzterem widmeten sich die Nachwuchsdesigner mit Leidenschaft und Humor.

Hier zu sehen ist ein Motiv von Sebastian Jung. Weitere Plakate der Designstudierenden gibt es auf der Website des Stifterverbandes.

www.stifterverband.de/plakate

Vom Hörsaal in den Chefsessel

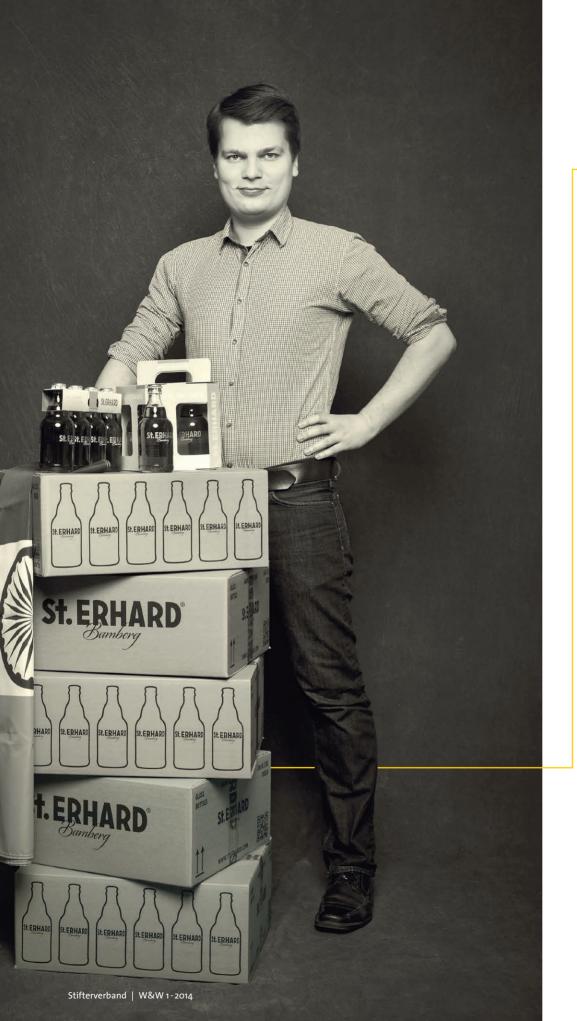
Die Studie "Gründungsradar" hat untersucht, welche Fortschritte deutsche Hochschulen dabei machen, wissenschaftliches Know-how in Gesellschaft und Wirtschaft zu übertragen. Wirtschaft & Wissenschaft stellt junge **Start-ups** und ihre Erfolgsgeschichten vor – und zeigt, welche Rolle die Hochschulen bei der Gründung gespielt haben.

VON LARS KLAASSEN

lle Erfolgsgeschichten fangen klein und unscheinbar an, auch die ganz großen. Aus ein paar Zigarrenkisten, Weißblech, einigen Eisenstücken und etwas isoliertem Kupferdraht baute etwa Werner von Siemens 1847 in einem Berliner Hinterhof seine ersten Zeigertelegrafen. Den bis dahin gebräuchlichen Apparaten waren sie dank elektrischer Synchronisation von Sender und Empfänger überlegen. Noch im selben Jahr gründete der 31-Jährige mit dem Universitätsmechaniker Johann Georg Halske eine Zehn-Mann-Firma. 146 Jahre später – im vergangenen Geschäftsjahr - verzeichnete die Siemens AG rund 362.000 Beschäf-

tigte, einen Umsatz von 75,9 Milliarden Euro und einen Gewinn nach Steuern von 4,2 Milliarden Euro.

Aus der Vielzahl solcher Gründungen entwickelte sich die Erfolgsgeschichte des Wirtschaftsstandorts Deutschland. Die Kennzeichnung "Made in Germany", im 19. Jahrhundert vom britischen Parlament im "Merchandise Marks Act" als Warnung vor deutschen Produkten zum verpflichtenden Label erkoren, ist seit über 100 Jahren ein Verkaufsschlager. Nicht nur auf den großen, weltweit bekannten Konzernen, sondern vor allem auf dem Mittelstand basiert dessen Innovationskraft und damit seine ökonomische Stärke.



DER BIERBRAUER

Start-up // St. ERHARD GmbH Gründer // Christian Klemenz Website // www.st-erhard.com Blog // beerpreneur.wordpress.com

Inder mögen fränkisches Kellerbier. Es trifft mit seiner malzig-fruchtigen Süße genau den typisch asiatischen Geschmack. Das fand Christian Klemenz (27), gebürtiger Oberfranke, während eines Auslandssemesters in Indien heraus. Heute ist sein Bamberger Kellerbier St. ERHARD die einzige in Indien aktiv vermarktete deutsche Biersorte. Klemenz gründete das Start-up 2011 während des Studiums gemeinsam mit seinem indischen Kommilitonen Vikanshu Bhargava (27). Beide wollen St. ERHARD zur Flaggschiffmarke des deutschen Biers in Asien entwickeln. Das ehrgeizige Vorhaben startete 2012. Seitdem sind schon einige Container voller dickbäuchiger St.-ERHARD-Flaschen Richtung Mumbai oder Delhi geschippert.

Die Jungunternehmer setzen auf ein feines, süffiges Bräu in stylischen Flaschen, "all brewed and bottled in Bavaria". Die Authentizität des Produktes zielt dabei nicht nur auf das gute Image ab, das deutsches Bier weltweit genießt. Christian Klemenz spricht von einer "echten Leidenschaft" fürs Produkt als Schlüssel zum Erfolg. Die Bierkultur sei ihm seit Kindertagen vertraut, Oberfranken ist die Region mit der weltweit höchsten Brauereidichte. Dennoch sei der Weg zur eigenen Geschäftsidee mitunter weit. Klemenz entschied sich deshalb ganz bewusst für ein Masterstudium an der als Gründerhochschule bekannten HHL Leipzig Graduate School of Management (siehe Seite 19): "Der Gründergeist dort wird von einem starken, fast familiären Netzwerk erfolgreicher Entrepreneure getragen, das weit über das Studium hinausreicht."

Die Start-ups von heute sind die starken Unternehmen von morgen. Der Ökonom Joseph Alois Schumpeter (1883-1950) sah in dieser Dynamik die "Kraft der kreativen Zerstörung": Ihre Innovationen und frischen Ideen wirbelten die etablierte Wirtschaft immer wieder durcheinander und sorgen für eine Frischzellenkur. "Deutschland braucht mehr innovationsstarke Start-ups, denn demografiebedingt wird es hierzulande 2050 rund eine Millionen weniger Unternehmer geben", sagt Marc Evers, Gründungsexperte des Deutschen Industrieund Handelskammertags (DIHK). "In den Schwellenländern hingegen stehen Millionen innovativer Unternehmen in den Startlöchern. Wenn wir also auch in Zukunft einen wettbewerbsstarken Mittelstand wollen, dann müssen wir dazu heute für mehr innovative Unternehmensgründungen sorgen."

Dass es bereits jetzt an Gründungen in Deutschland mangelt, ergab eine Erhebung des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie (BMWi) im vergangenen Jahr: "346.400 Gründungen stehen 370.500 Liquidationen gegenüber." Es wurden also 24.100 weniger neue Unternehmen gegründet als im selben Zeitraum bestehende geschlossen. Dieser Rückgang resultiert laut BMWi "vor al-

lem aus der guten Lage am Arbeitsmarkt mit einer hohen Fachkräftenachfrage und weniger Existenzgründungen aus der Arbeitslosigkeit". Einen nachhaltigeren Effekt haben aber ohnehin andere Gründungen: "Vor allem Akteure, die ihr technologisches Fachwissen wirtschaftlich umsetzen, schaffen in einem beträchtlichen Umfang zukunftsfähige Arbeitsplätze", erläutert Johannes Velling, für Gründungsfinanzierung zuständiger Referatsleiter im BMWi. "Das sogenannte Web 2.0 etwa wurde gerade von solchen Entrepreneuren getragen. Potenziale schlummern aber auch in anderen Bereichen, etwa bei Medizintechnik, Clean Tech oder Biotechnologie."

An Know-how fehlt es in Deutschland nicht, aber an einer Kultur, dieses Potenzial unternehmerisch stärker zu nutzen. Wo solche Innovationen initiiert werden können, liegt auf der Hand: Insbesondere Hochschulen sind zentrale Produzenten von Wissen. "Eine Möglichkeit, dieses Wissen für die Gesellschaft nutzbar zu machen, ist die Gründung eines neuen Unternehmens aus der Hochschule heraus", sagt Andreas Schlüter, Generalsekretär des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. "Studierende und Wissenschaftler entwickeln aus Forschungsergebnissen Ideen, die innovati-

ve Produkte hervorbringen können, die sie dann auf den Markt bringen. Gründungen aus Hochschulen sind deshalb ein wichtiger Mechanismus für den Wissens- und Technologietransfer."

Doch wie gut unterstützen Hochschulen die Studierenden und Wissenschaftler bei ihren Gründungsaktivitäten? Wo schlummern noch ungenutzte Potenziale? Und was kann konkret noch besser gemacht werden? Das hat der Gründungsradar untersucht, eine Studie, die der Stifterverband mit Unterstützung des BMWi 2013 erstellt hat. Dafür wurden sämtliche Hochschulen in Deutschland kontaktiert. 54 Prozent nahmen daran teil, ihre Angaben wurden in der Studie erfasst. Der Gründungsradar stellt die unterschiedlichen Strategien und Erfolgsfaktoren in der Gründungsförderung umfassend und vergleichend dar und formuliert Empfehlungen an Politik und Hochschulen.

Großer Handlungsbedarf

"Die Förderung des Wissenstransfers aus der Hochschule in Wirtschaft und Gesellschaft wird zunehmend auch von den Hochschulen als eine zentrale Aufgabe wahrgenommen", fasst Barbara Grave zusammen. Die Projektleiterin in der Wissenschaftsstatistik des Stifterverbandes ist verantwortlich für den Gründungsradar. In Zahlen sieht dieses Fazit so aus: 2012 flossen über 49 Millionen Euro in die Gründungsförderung; aus dem ersten 1998 eingerichteten Gründungslehrstuhl sind bis dahin über 100 geworden; im selben Jahr wurden 1.123 curriculare und 2.089 außercurriculare gründungsrelevante Veranstaltungen angeboten sowie 4.284 betreute Gründungsvorhaben und 1.145 Gründungen erfasst.

"Die Studie zeigt aber auch", so Grave, "dass es trotz erfreulicher Entwicklungen in den vergangenen 15 Jahren nach wie vor großen Handlungsbedarf gibt." Trotz beachtlicher Fortschritte seien Wissens- und Technologietransfer

STRATEGIEN DER FÖRDERUNG

In der Studie "Gründungsradar" vergleicht der Stifterverband die Gründungsförderung an deutschen Hochschulen. Welche Strategien verfolgen sie und wie binden sie das Thema in ihren Hochschulalltag ein? Welche Hochschule ist besonders aktiv? Darüber hinaus werden Beispiele guter Praxis vorgestellt und Empfehlungen formuliert, welche Förder-



impulse seitens der Politik nötig wären. Der Gründungsradar wird in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Wirtschaft und Energie erstellt und ersetzt das bisherige Ranking "Vom Studenten zum Unternehmer: Welche Universität bietet die besten Chancen?" Download auf: www.gruendungsradar.de



und insbesondere die Gründungsförderung noch nicht im Zentrum der Aktivitäten vieler Hochschulen angekommen. So liegt dort laut einer Stifterverbands-Befragung der Rektoren und Präsidenten die Priorität mit 82 Prozent auf Aktivitäten im Bereich Forschung und Lehre, mit lediglich zehn Prozent im Bereich Transfer in die Wirtschaft und mit sechs Prozent im Transfer in die Zivilgesellschaft (Hochschul-Barometer, 2012). An weniger als der Hälfte der befragten Hochschulen (40 Prozent) sind ein oder mehrere Gründungslehrstühle eingerichtet. Nur bei jeder vierten Hochschule ist die Gründungsförderung mit konkreten Strategien und Maßnahmen in den Zielvereinbarungen verankert und lediglich bei 13 Prozent ist sie im Aufgabenbereich eines Mitglieds der Hochschulleitung explizit und sichtbar verortet.

"Die Förderung einer Gründungskultur ist bei den weitaus meisten Hochschulen ein nachrangiges Ziel; Gründungsförderung zieht daher im Kampf um die Verteilung von Mitteln der Grundfinanzierung der Hochschulen meist den Kürzeren", erläutert BMWi-Referatsleiter Velling. "Daher wurde 1998 mit EXIST ein ganz gezieltes Förderprogramm geschaffen, um mehr Gründun-

gen aus Hochschulen zu ermöglichen und die Gründungskultur zu stärken." Mit EXIST unterstützt das BMWi Hochschulabsolventen, Wissenschaftler und Studierende bei der Vorbereitung ihrer technologieorientierten und wissensbasierten Existenzgründungen. Darüber hinaus fördert EXIST eine lebendige und nachhaltige Gründungskultur an öffentlichen und privaten Hochschulen. "Wer sich um eine Förderung bewirbt, muss nachweisen, dass Gründungskultur ernst genommen wird", betont Velling. "Entscheidend ist, dass sich der Präsident

oder ein Vizepräsident persönlich des Themas annimmt. Damit kann viel besser sichergestellt werden, dass die Maßnahmen zur Stärkung der Gründungskultur wirklich in die ganze Hochschule ausstrahlen. Vor allem aber muss eine ganzheitliche Gründungsstrategie der Hochschule erkennbar sein."

Geförderte schneiden besser ab

Dass EXIST wirkt, spiegelt sich in den Ergebnissen des Gründungsradars wider: Hochschulen, die eine Förderung >

HOCHSCHULE MÜNCHEN

1. Platz "Große Hochschulen" im Hochschulranking des Gründungsradars

Studierende // 17.000 Anzahl Gründungslehrstühle // 3

Betreute Gründungen 2012 // 13

Profil // Feste Verankerung des Themas "Gründungskultur" durch das An-Institut Strascheg Center for Entrepreneurship

// Aus- und Weiterbildungsprogramme im Bereich Entrepreneurship

// Erforschung von Innovationsprozessen

// Unterstützung von Gründungen aus der Wissenschaft (von der Ideenentwicklung bis zur marktfähigen Innovation)

// Enge Kontakte zur regionalen Wirtschaft durch Netzwerke wie GründerRegio M



über das EXIST-Programm erhalten haben, schneiden besser ab als solche Hochschulen, die bisher noch nicht gefördert wurden. Insbesondere zeigt sich, dass an den geförderten Hochschulen die institutionelle Verankerung des Gründungsthemas und die Gründungssensibilisierung etwa in der Lehre besser vorangeschritten sind als in der Vergleichsgruppe. Ausgeprägter stellen sich die Unterschiede für die Hochschulen dar, die in der EXIST-IV-Förderphase erfolgreich waren: Entwicklung und Umsetzung einer hochschulweiten Strategie zur Gründungsprofilierung stehen hier im Mittelpunkt. Die teilnehmenden Hochschulen sind dazu aufgefordert, ihr Gründungsmanagement zu verbessern und sich als gründungsprofilierte Hochschule zu positionieren. Mit Ausnahme der Gründungsaktivitäten können die Teilnehmer in allen untersuchten Themenbereichen bessere Leistungen vorweisen als die Hochschulen, die nicht gefördert wurden. Doch auch bei jenen, die im Ranking ähnlich abgeschnitten haben, gibt es grundsätzliche Unterschiede. So betrachtet der Gründungsradar aufgrund der unterschiedlichen strukturellen Rahmenbedingungen die kleinen, mittleren und großen Hochschulen getrennt. Parameter ist die Zahl der Studierenden: bis zu 5.000, bis zu 15.000 oder mehr. Auf diese Weise lässt sich besser aus den Ergebnissen herauslesen, welche Hochschule mit welchen Stärken punktet.

Das beste Gesamtergebnis unter den großen Hochschulen hat die Hochschule München für angewandte Wissenschaften (HM) erhalten. Besondere Exzellenz attestiert der Gründungsradar ihr bei der Sensibilisierung der Studierenden und des wissenschaftlichen Personals: "Sie realisiert nicht nur ein quantitativ umfangreiches, sondern auch inhaltlich vielfältiges Angebot." So wurden dort im Rahmen von rund 70 Bachelor- und Masterstudiengängen während des Studienjahrs 2012/2013 44 curriculare und 38

DIE FILMEMACHER

Start-up // Hausmarke.TV Filmproduktionen Gründer // Christoph Lindemann, Björn Ahrend Website // wwww.hausmarke.squarespace.com

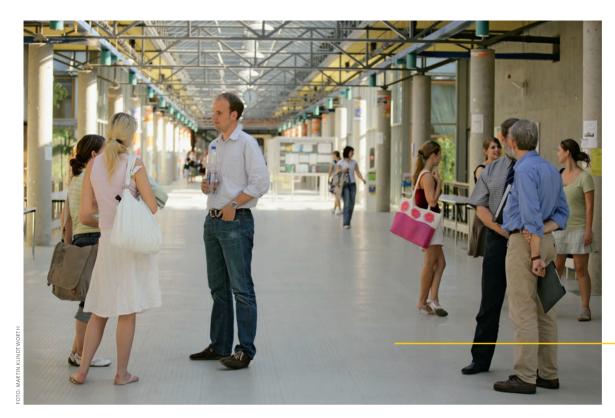
Text ist out, Bewegtbild ist in: Firmen präsentieren sich und ihre Leistungen zunehmend mit professionell gedrehten Web-Videos. Die Filmproduzenten Björn Ahrend (I.) und Christoph Lindemann glauben, dass sich dieser Trend verstärkt. Hochwertige Filmproduktion sei durch die digitalen Entwicklungen und das Internet als Verbreitungskanal mittlerweile kostengünstig. Ahrend und Lindemann sehen vor allem beim Mittelstand Handlungsbedarf und gründeten 2013 speziell für diese Zielgruppe Hausmarke.TV Filmproduktionen.

Das Lüneburger Zwei-Mann-Start-up realisiert Image- und Produktfilme, Dokumentationen und Videoclips für das Mitarbeiter-Recruiting. Dabei setzen die Unternehmer auf dokumentarische Werbung: Sie kombinieren die Marketingziele des Auftraggebers mit einer journalistischen Arbeitsweise, drehen am Ort des Geschehens, lassen die Belegschaft statt Schauspielern agieren. Hervorgegangen ist Hausmarke.TV aus dem Innovations-Inkubator der Leuphana Universität Lüneburg (siehe Seite 19). Björn Ahrend war dort am Centre for Digital Cultures fest angestellt. "Wir konnten so Geschäftsidee, Businessplan und erste Referenzprojekte für Hausmarke.TV in einem sehr kreativen Umfeld mit finanzieller Absicherung entwickeln", so Ahrend. Im Gegenzug erfüllt das Start-up genau das Ziel des Inkubators: Es hält zwei kreative Filmemacher in Lüneburg – und versorgt die heimische Wirtschaft mit guten Filmen.

außercurriculare Veranstaltungen mit unterschiedlichen Inhalten, Referenten und Formaten angeboten. Auch mit Darstellung und Zugang zur Gründungsförderung auf der Webseite ist die HM laut Gründungsradar "vorbildlich", denn sie biete "einen direkten und prominent platzierten Zugang zur Gründungsthematik". Zudem verfügt die HM über drei Gründungslehrstühle. Zur Verbesserung und Etablierung der Entrepreneurship-Lehre ist die Hochschule München federführendes Mitglied in dem international besetzten Hochschulnetzwerk "Coneeect". Ziel von "Coneeect" ist es, Wissenschaftler und Professoren auf internationalem Niveau in der Entrepreneurship-Lehre auszubilden.

Daran, dass an einer Hochschule dieser Größe Aktivitäten in dieser Breite initiiert werden können, hat das Strascheg Center for Entrepreneurship gGmbH (SCE) großen Anteil. Dieses An-Institut der HM trägt den Namen des Unternehmers, der die Gründung 2002 über eine Stiftung ermöglichte. Das SCE ist durch Verträge eng an die Hochschule gebunden und sitzt direkt am Campus. "Wir sind eine kleine Einheit und können schnell und flexibel agieren", erläutert Herbert Gillig, Leiter der Gründungsförderung des SCE. >





LEUPHANA UNIVERSITÄT LÜNEBURG

1. Platz "Mittlere Hochschulen" im Hochschulranking des Gründungsradars

Studierende // 8.000

Anzahl Gründungslehrstühle // 2 Betreute Gründungen 2012 // 48

Profil // Zentrale Koordinierungsstelle für das Thema Gründungen

// Gründungsbeauftragte in allen Fakultäten präsent

// Vernetzung durch Entrepreneurship-Hub als zentrale und fakultätsübergreifende Anlaufstelle für Gründungsinteressierte (Impulse für Forschung und Lehre, Beratung)

"Einerseits haben wir einen unmittelbaren Draht zu den Professoren, Studierenden und Einrichtungen der HM, andererseits fällt es uns leicht, enge Kontakte außerhalb dieser großen Organisation zu knüpfen." Zu den externen Partnern gehören Entrepreneurship-Zentren anderer Hochschulen in der Region ebenso wie Unternehmen. Ansprechpartner finden Gründer zudem in Netzwerken wie GründerRegio M und MunichNetwork, wo die HM ebenfalls aktiv ist. Der direkte Draht

in die unternehmerische Welt zeichnet

laut Gründungsradar übrigens viele Fachhochschulen aus.

Stefan von Czarnecki, Niederlassungsleiter der RLE INTERNATIONAL Gruppe in München, sieht im Austausch mit der Hochschule München eine Win-win-Situation: "Wir bringen unser Know-how bei Gründerveranstaltungen ein und bekommen von den Teilnehmern wertvolle und frische Impulse." Das geschieht zum Beispiel im Co-Creation-Camp des SCE, einem Programm zur Lösung strategischer Fragestellungen und zur Vermittlung von unterneh-

merischem Denken und Handeln. Dabei arbeiten Teams an realen Problemstellungen aus dem Businessumfeld. "Als Manager setze ich mich mit neuen und vor allem auch branchenfremden Sichtweisen auseinander und komme natürlich auch in Kontakt mit interessanten Charakteren und High Potentials", so von Czarnecki. "Umgekehrt haben Studierende der HM bereits den Weg zu RLE gefunden, einer der jungen Kollegen wird sich in den nächsten Tagen zu einem halbjährigen Aufenthalt zu unserer Tochterfirma in den USA aufmachen."



TIPPS FÜR GRÜNDER

"Rausgehen und darüber sprechen"



Frank Pankotsch ist Geschäftsführer des Gründungs-Centers Dresden exists.

Wie können Akademiker das Gründungspotenzial ihres Know-hows erkennen?

Einfach ausprobieren! An vielen Hochschulen bieten heute Gründungsinitiativen den Studierenden und Wissenschaftlern in verschiedensten Veranstaltungen die Möglichkeit, ihr persönliches Gründerpotenzial zu entdecken und eigene Geschäftsideen zu entwickeln. Und die Gründungsinitiativen geben oft bewusste Anstöße zum Nachdenken: dresden|exists geht zum Beispiel mit Potenzialworkshops gezielt in die Forschergruppen. In einem kreativen Workshop-Format überlegen wir mit den Wissenschaftlern und externen Experten, welche Anwendungsszenarien und Geschäftsmodelle sich aus den Forschungsergebnissen ergeben könnten.

Was hält potenzielle Gründer davon ab, den entscheidenden Schritt zu wagen?

Das eigene Unternehmen ist letztlich nur ein möglicher Karriereweg – wenn auch ein sehr spannender. Viele Wissenschaftler wollen lieber Forscher bleiben. Absolventen werden von großen Unternehmen umworben. Aber auch für die, die gründen wollen, gibt es Hindernisse. Die beiden größten haben sich in den vergangenen Jahren leider wenig verändert: Es gibt weiterhin zu wenige Geldgeber, die eine Gründung mit all ihren Risiken finanzieren. Und noch immer wird in der Gesellschaft Unternehmertum eher kritisch gesehen. Es gibt keine ausgeprägte Gründungskultur, in der auch ein Scheitern als Bereicherung und nicht als lebenslanger Makel gesehen wird.

Welche Fähigkeiten benötigen Gründer über ihr Fachwissen hinaus?

Fachwissen ist häufig der Ausgangspunkt für eine Geschäftsidee. Für die Umsetzung braucht es aber weitere Zutaten: Engagement und Durchsetzungsvermögen sowie ein Grundwissen im kaufmännischen Bereich. Letzteres kann man sich in Seminaren aneignen, wie wir sie bei dresden|exists etwa als

Tagesworkshops zu Themen wie Buchhaltung oder Vertrieb anbieten. Persönliche Fähigkeiten wie zielorientiertes Handeln oder Präsentationsgeschick kann man ebenfalls trainieren. Gründer sollten ihre Fähigkeiten frühzeitig kritisch hinterfragen und ihr Team gegebenenfalls gezielt verstärken. Auch dabei helfen Gründungsnetzwerke wie dresden exists.

Welche Rolle spielen fachlicher, unternehmerischer und marketingorientierter Austausch?

Austausch mit anderen ist aus meiner Erfahrung einer der zentralen Erfolgsfaktoren für eine Gründung. Leider scheuen sich viele Gründer, frühzeitig rauszugehen und über ihre Idee zu sprechen, weil sie Angst vor Nachahmern haben. Das Risiko, dass man wegen fehlendem Input von Experten und potenziellen Kunden in die falsche Richtung läuft, ist aber deutlich größer als die Gefahr durch eine Kopie der Geschäftsidee. Mit dem Gründerfoyer bietet dresden|exists daher eine Plattform für den Austausch. Mit rund 500 Besuchern ist es inzwischen die größte gründungsbezogene Veranstaltung in der Region Dresden. Hier können erfahrene Unternehmer und junge Gründer nicht nur untereinander ins Gespräch kommen, sondern auch den Rat von erfahrenen Experten wie Kapitalgebern oder der IHK einholen.

Inwiefern kann eine ausgeprägte Gründerkultur an Hochschulen sich positiv auf die Region auswirken?

Ausgründungen aus Hochschulen siedeln sich meist am Standort der Hochschule an. Davon profitiert die Region auf vielfältige Weise: Junge Unternehmen stärken die Wirtschaftskraft, es entstehen neue Arbeitsplätze, meist für Hochqualifizierte. Vor allem aber werden die klugen Köpfe in der Region gehalten. Und durch die Nähe zur Hochschule können leicht neue gemeinsame Forschungsprojekte umgesetzt werden, die wiederum zu neuen Produkten und neuer Wirtschaftskraft führen.

INTERVIEW: LARS KLAASSEN

Kapital für gute Ideen

Einer der häufigsten Gründe, warum potenzielle Gründer den Schritt in die Selbstständigkeit nicht wagen, ist die **Finanzierung.** Welche Möglichkeiten gibt es, Startkapital zu akquirieren? Ein Überblick.

Finanzierungsarten

Auf dem freien Markt gilt Gründungsfinanzierung – dort als seed capital bezeichnet – als die riskanteste Anlageform und ist für Start-ups dünn gesät. Wer dennoch einen Teil seines Startkapitals auf diesem Weg akquiriert, sollte darauf achten, dass die Liquidität des Unternehmens dadurch in der Anfangsphase nicht belastet wird.

Bei der Akquise von Startkapital spielen häufig business angels eine zentrale Rolle: erfolgreiche Gründer oder erfahrene Unternehmer, die aufgrund ihrer langen Berufstätigkeit über wichtige Managementerfahrung und gute Kontakte verfügen.

Eine Alternative oder Ergänzung zur Gründungsfinanzierung ist häufiger corporate venture capital (CVC): Kapital, das nicht aus dem Finanzsektor, sondern von anderen Unternehmen stammt, etwa einer Muttergesellschaft. Diese schafft eigene Strukturen, um nach Art einer Wagniskapitalgesellschaft aus strategischen und/oder finanziellen Gründen in neue, noch unbekannte Geschäftsideen, Technologien und Geschäftsmodelle zu investieren, die innerhalb oder außerhalb der Muttergesellschaft entstanden sein können.

Beim *crowdfunding* finanzieren Einzelpersonen meist kleine Beträge in Projekte oder (Geschäfts-)Ideen, zumeist in Form von stillen Beteiligungen. Die Masse der Einzelbeiträge kann sich dabei zu beträchtlichen Beträgen aufsummieren. Auf verschiedenen Internetplattformen

wie Sciencestarter werben Akteure für ihre Idee, um potenzielle Investoren davon zu überzeugen.

Wer fördert?

Mit der Förderdatenbank des Bundes im Internet gibt die Bundesregierung einen umfassenden und aktuellen Überblick über die Förderprogramme des Bundes, der Länder und der Europäischen Union. Als Bank im Eigentum der Bundesrepublik Deutschland ist es gesetzlicher Auftrag der KfW, Entwicklung und Fortschritt zu fördern. Unter anderem berät sie Gründer und hat für diese verschiedene Förderprogramme aufgelegt. Häufig vereinfacht die KfW die Kreditgewährung, indem sie etwa einen Teil der Haftungsrisiken übernimmt. Bei bestimmten Förderprodukten sind es aktuell bis zu 80 Prozent des Kreditrisikos.

Explizit in junge, innovative Startups aus dem Hochtechnologiebereich investiert der High-Tech-Gründerfonds. Er wurde auf Initiative des Bundeswirtschaftsministeriums gegründet. Neben dem BMWi und der KfW haben sich auch mehrere Industrieunternehmen daran beteiligt. Der Public-private-Partnership-Fonds hat ein Volumen von 272 Millionen Euro.

www.business-angels.de www.crowdfunding.de/plattformen www.foerderdatenbank.de www.kfw.de www.high-tech-gruenderfonds.de

Das erfolgreiche Doppel spiegelt sich in den Gründungsaktivitäten wider: 2012 wurden 21 Gründungsvorhaben (0,12 je 100 Studierende) und 13 Gründungen (0.08 Gründungen je 100 Studierende) betreut. Initiatoren waren vornehmlich Absolventen und Studierende und seltener wissenschaftliches Personal. Ein Beispiel dafür ist Stephan Niedermeier, Alumni der HS München, der gemeinsam mit Daniel Niesler das Software Unternehmen FTAPI gegründet hat (siehe Seite 21). "Diese Gründungen sind sehr erfreulich, aber nur eines der Ziele, das wir uns gesetzt haben", betont Klaus Sailer, Geschäftsführer des SCE. "Darüber hinaus freuen wir uns. dass die gesamte Kultur auf dem Campus mittlerweile stärker geprägt ist von Kreativität, Teamfähigkeit, Innovation und unternehmerischem Denken"

Sensibilisieren und qualifizieren

Auch die Leuphana Universität Lüneburg hat diesen Kulturwandel vollzogen und zu einem wichtigen Profilierungselement gemacht. Sie ist im Gründungsradar als die gründungsfreundlichste der mittelgroßen Hochschulen bewertet worden. In den Bausteinen Gründungsverankerung und in den Gründungsaktivitäten hat die Leuphana jeweils die volle Punktzahl erreicht. Eine ihrer Stärken: Das Thema Gründung ist an der Leuphana fakultätsübergreifend verortet, wobei in den einzelnen Fakultäten Gründungsbeauftragte aktiv werden. Um die Studierenden für das Thema zu sensibilisieren und Gründungsinteressierte zu beraten und zu qualifizieren, bietet die Universität eine Reihe von unterschiedlichen Formaten an. So wurde beispielsweise die "Startwoche 2012", eine fünftägige Pilotveranstaltung für Erstsemester zum Kennenlernen der Universität, dem Gründungsthema gewidmet. 1.800 Erstsemester setzten sich mit dem Gründungsthema auseinander und erarbeiteten innovative Ideen, deren Konzept am Ende von einer qualifiziert besetzten Jury bewertet wurde. "Das Thema Entrepreneurship ist seit 2012 bei jeder Startwoche präsent und wird auch 2014 ein zentrales Element sein", betont Burkhardt Funk, der als Vizepräsident für den Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die unternehmerische Praxis zuständig ist.

Ein anderes Beispiel ist der "Social Change Hub", der als Projekt im Programm "Deutschland – Land der Ideen 2012" ausgezeichnet wurde. Idee des "Social Change Hub" ist es, Studierende bei der Entwicklung, Ausarbeitung und Umsetzung eigener Ideen im Bereich des social entrepreneurship zu fördern und zu unterstützen. "Mit dem Projekt 'Leuphana 2020 – Humboldt plus Schumpeter' wird sich die Leuphana weiter als Universität für entrepreneurship profilieren", betont Funk. Dazu hat sie im Rahmen des Programms EXIST-Gründungskultur im vergangenen Jahr den Entrepreneurship-Hub ins Leben gerufen. Er vernetzt die vielfältigen Aktivitäten zum Thema, macht sie sichtbar und entwickelt sie gemeinsam mit allen relevanten Akteuren weiter. Er fungiert als Anlaufstelle und gibt fakultätsübergreifend Impulse für Lehr- und Weiterbildungsangebote,

"Deutschland braucht mehr innovationsstarke Start-ups, denn 2050 wird es rund eine Million weniger Unternehmen geben."

MARC EVERS, DEUTSCHER INDUSTRIE- UND HANDELSKAMMERTAG

Forschungsarbeiten sowie Gründungsprojekte. Parallel unterstützt bis 2015 der Innovations-Inkubator an der Leuphana, das derzeit europaweit größte Wirtschaftsförderungsprojekt durch die Wissenschaft, Gründer in der Region im Dreieck zwischen Bremen. Hamburg und Hannover. Einer dieser Geförderten ist der ehemalige Student Björn Ahrend, der 2013 die Film-Produktionsfirma "Hausmarke TV" gegründet hat (siehe Seite 14). 2012 wurden insgesamt 221 Gründungsvorhaben (2,8 je 100 Studierende) von der Leuphana betreut und 48 Gründungen (0,6 je 100 Studierende) realisiert. Initiatoren waren hauptsächlich Studierende und hochschulexterne Personen. Die Ideen wurden dabei in nahezu allen Fachbereichen der Hochschule entwickelt.

Gerade auch kleine Hochschulen. mit 5.000 und weniger Studierenden, können beachtlichen Output erzielen. Das hat etwa die HHL Leipzig Graduate School of Management bewiesen, die das Ranking des Gründungsradars in dieser Kategorie anführt. Als vorbildlich wird sie bei der Unterstützung von Gründungsinteressierten, aber auch bei den Gründungsaktivitäten bewertet. Die hohe Relevanz des Themas findet sich auch darin wieder, dass das Gründungsthema bei der leistungsbezogenen Besoldung berücksichtigt wird. Die Akteure der Gründungsförderung sind neben den drei Gründungslehrstühlen die Studierendeninitiative accelerate@HHL. der Verein für Innovation, Existenzgründung und Wachstum an der Handelshochschule Leipzig e. V. (VIEW) sowie >



HHL LEIPZIG GRADUATE SCHOOL OF MANAGEMENT

1. Platz "Kleine Hochschulen" im Hochschulranking des Gründungsradars

Studierende // 500 Anzahl Gründungslehrstühle // 3 Betreute Gründungen 2012 // 13

Profil // Vernetzung von Studierenden und erfolgreichen Unternehmensgründern über die Studierendeninitiative accelerate@HHL

- // Unterstützung bei Existenzgründungen durch den Verein für Innovation, Existenzgründung und Wachstum (VIEW)
- // "Selbst Management Initiative Leipzig" (SMILE): Seminare, Workshops und Coachings zu Themen wie Entrepreneurship, Businessplan-Entwicklung und Soft-Skill-Management. Enge Zusammenarbeit mit Alumni



DIE DATENSICHERER

Start-up // FTAPI Software GmbH Gründer // Daniel Niesler, Stephan Niedermeier Website // www.ftapi.com

Datenspionage, Datenlecks, Datenmissbrauch durch Cloud-Anbieter. In der Wirtschaft ist routinierte Datensicherheit eher unüblich, vor allem in mittelständischen Unternehmen. Eine Grauzone, in die das junge Software-Unternehmen FTAPI aus München mit seiner leicht anwendbaren Endezu-Ende-Verschlüsselung vordringt. Stephan Niedermeier (I.) entwickelte den Prototypen der Sicherheitssoftware schon zu Studienzeiten an der Hochschule München. Sie sei eine Plattform. eine Art Businesssuite, die alle Datentransferprobleme zwischen Unternehmen und über Unternehmensgrenzen hinweg löse. Das Produkt erlangte 2012 Marktreife.

Heute hat das Start-up, das Niedermeier gemeinsam mit Daniel Niesler führt, 20 Mitarbeiter, mehr als 100 Kunden und zwei große privatwirtschaftliche Investoren. In der Aufbauphase nutzte das Unternehmen mehrere öffentliche Förderprogramme nacheinander: von der Hochschule München, von der EU, vom Land Bayern. Die Programme griffen perfekt ineinander, auch wenn sie nicht aufeinander abgestimmt seien, sagt Niesler. In Deutschland gebe es so gut wie kein privatwirtschaftliches Wagniskapital für Hochtechnologieunternehmen in der frühen Gründungsphase. Öffentliches Geld könne diese Lücke schließen. Wie ein Gründungsprozess unter diesen Voraussetzungen erfolgreich bewältigt wird, vermittelten Coachs der Hochschule München. "Gerade der Input dieser engagierten Gründungsexperten hat uns optimal auf alle Hürden vorbereitet", so Stephan Niedermeier.

die "Selbst Management Initiative Leipzig" (SMILE). Die Studierendeninitiative accelerate@HHL vernetzt gründungsinteressierte Studierende untereinander sowie mit erfolgreichen (HHL-)Unternehmensgründern unterschiedlicher Branchen. Dazu organisiert sie unter anderem eine Start-up-Konferenz.

Hochschulen ebnen den Weg

Beim Verein VIEW steht die Förderung von Wissenschaft und Forschung im Bereich von Innovation, Existenzgründung und Wachstum im Fokus. VIEW versteht sich dabei als Plattform, die regionale Aktivitäten bündelt und ein professionelles Mentorennetzwerk aufbaut. Zu den Aktivitäten zählen regelmäßig Gründungsworkshops mit Gastreferenten aus der Wissenschaft und Praxis sowie Praxisprojekte, bei denen studentische Teams unter Leitung eines Lehrstuhls mit Existenzgründern kooperieren und deren Geschäftsidee auf ihre Marktfähigkeit hin untersuchen. SMILE bietet Seminare, Workshops und Coachings zu Themen wie Entrepreneurship, Businessplan-Entwicklung, Kreativitätstechniken und Soft-Skill-Management. "Potenzielle Gründer brauchen vor allem erfahrene Unternehmer als Ansprechpartner und Finanzierungsmöglichkeiten", sagt Andreas Pinkwart, dem als Rektor die Gründungsthematik zugeordnet ist und der selbst einen der drei Entrepreneurship-Lehrstühle innehat. "Den Zugang zu beidem können Hochschulen ebnen."

Ein wichtiger Aspekt der Gründungsförderung an der HHL ist die Einbindung der Alumni in die Aktivitäten. Zum einen werden die Ehemaligen über Gastvorträge und die halbjährlich veranstaltete "Start-up Career Fair" eingebunden. Zum anderen spricht das Alumni-Netzwerk der HHL explizit auch Gründer an. Die wichtige Rolle der Alumni bei den Gründungen zeigt sich auch in ihrer hohen Präsenz bei der Initiierung der 2012

betreuten 18 Gründungsvorhaben (3,8 je 100 Studierende) und 13 Gründungen (2,7 je 100 Studierende). Noch während seines Studiums hat Christian Klemenz seine Firma gegründet. Im Ausland kam ihm die Idee, deutsches Bier in Indien zu vermarkten. An der HHL fand er breite Unterstützung (siehe Seite 11).

Eine Technische Hochschule wie die RWTH Aachen (Top Ten im Ranking "Große Hochschulen") kann in diesem Maße nicht auf unternehmerische Wirtschaftswissenschaftler zurückgreifen. "Deshalb haben wir eine Entfernung von 150 Kilometern überwunden, um die Gründungskultur bei uns zu stärken", berichtet Malte Brettel, Professor für Wirtschaftswissenschaften für Ingenieure und Naturwissenschaftler (WIN) in Aachen. Gemeinsam mit der WHU -Otto Beisheim School of Management (Vallendar; Top Ten im Ranking "Kleine Hochschulen") veranstaltet die RWTH "Prepare! The Entrepreneurs' Academy", ein interdisziplinäres Programm, das Naturwissenschaftler und Betriebswirte zusammenbringt. Während der einmonatigen Veranstaltung sollen die Teilnehmer einen Businessplan für eine technologiebasierte Idee selbstständig erarbeiten. Neben der interdisziplinären Teamarbeit werden Vorträge von Praktikern und Professoren gehalten. "Das muss nicht gleich zu einer Gründung führen", sagt Brettel. "Aber die Teilnehmer lernen durch neue Sichtweisen, aus ihrem Fachwissen mehr Potenzial zu schöpfen."

Die vielfältigen Ansätze zeigen, dass Hochschulen der Transfer von Wissen in Wirtschaft und Gesellschaft vor allem dann gelingt, wenn sie selbst mit unternehmerischer Kreativität an diese Aufgabe herangehen. Der Reiz, Neues auszuprobieren, sollte ohnehin in jeder wissenschaftlichen Einrichtung vorhanden sein. Da können Hochschulleitungen sich nicht nur von Gründern, sondern auch von Forschern etwas abgucken.

Lieber der eigene Chef

Faktenhuberei Nr. 13

5.000 EURO

oder weniger haben fast die Hälfte aller Gründer für den Start ihres Unternehmens zur Verfügung.



24,100

im Minus: 2012 wurden erstmal seit einigen Jahren wieder mehr Unternehmen aufgelöst als neu gegründet (nur Haupterwerb).



MÄNNERSACHE



Männer trauen sich deutlich häufiger, ein Unternehmen zu gründen. Der Anteil an Frauen unter den Existenzgründern (Haupterwerb) beträgt lediglich rund 31,9 Prozent.

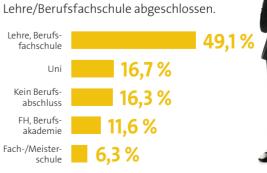
EINZELKÄMPFER



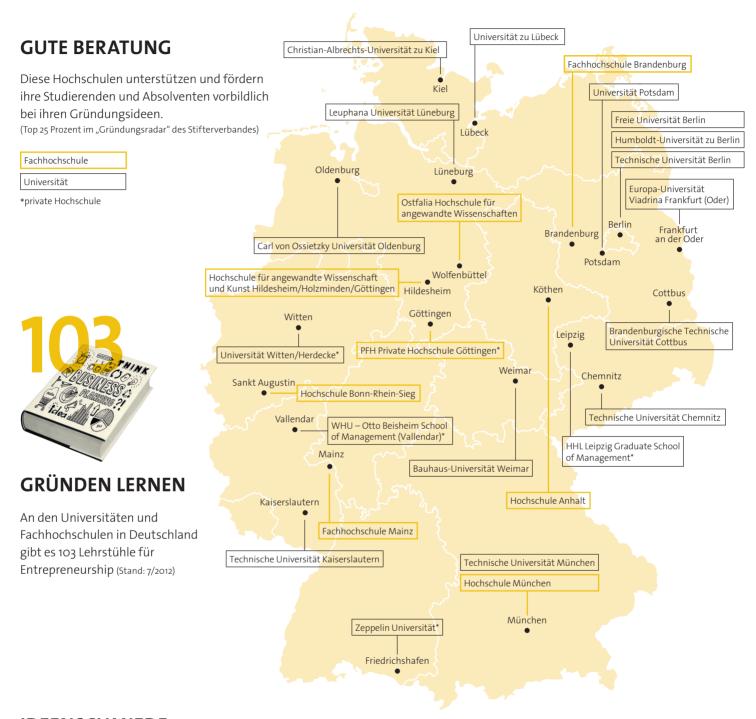
der Personen oder Teams, die 2012 ein Unternehmen neu gegründet haben, arbeiten ohne Mitarbeiter.

VOM LEHRLING ZUM CHEF

Fast die Hälfte aller Gründer hat eine Lehre/Berufsfachschule abgeschlossen.



22



IDEENSCHMIEDE

2012 hat die Leuphana Universität Lüneburg 48 Gründern zum Start ihres Unternehmens verholfen. Die Top 5 der Hochschulen mit den meisten Gründungen 2012 sind:

Leuphana Universität Lüneburg

RWTH Aachen

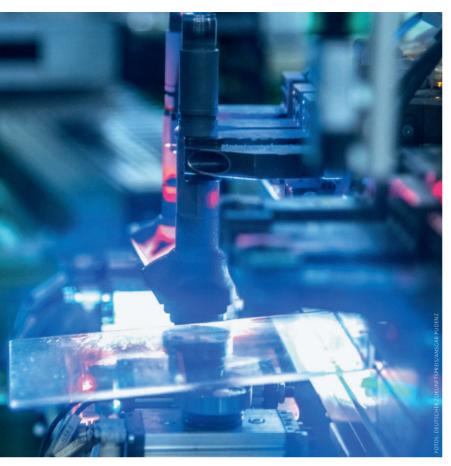
GRÜNDUNGEN Uni Witten/Herdecke Europa-Universität

Viadrina Frankfurt (Oder)

GRÜNDUNGEN TU München

Stifterverband, Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie, IfM Bonn, KfW-Gründungsmonitor, Amway Corporation

Infografik: SeitenPlan





PULSIERENDER ERFINDERGEIST

Ihnen gelang, was lange Zeit nur Theorie war: Die Preisträger des **Deutschen Zukunftspreises 2013** entwickelten einen Ultrakurzpulslaser für die industrielle Massenfertigung. Damit haben deutsche Unternehmen einen weltweiten Innovationsvorsprung.

VON BORIS HÄNSSLER





Machten den Ultrakurzpulslaser fit für die Industrie: Jens König, Stefan Nolte und Dirk Sutter (v. l.). Links wird die Ultrakurzpuls-Laserstruktur an einer Diesel-Einspritzdüse optisch geprüft. Rechts ist ein Ultrakurzpuls-Scheibenlaser in einer Prismenanordnung zu sehen.

etzen Sie bitte eine Schutzbrille auf", warnt Jens König, ehe sein Kollege Ulrich Graf alles einschaltet. Wir befinden uns in einem Forschungslabor des Unternehmens Bosch in Schwieberdingen bei Stuttgart. König steht vor einer großen Maschine und legt ein kleines Metallklötzchen in die Halterung. Über dem Werkstück ragen zwei Absaugrohre für Staubpartikel heraus – umgeben von Elektronik, einem Kasten mit optischen Linsen und gelben Warnschildern.

Plötzlich leuchtet über dem Werkstück ein kaum sichtbares Licht auf – als schwebe dort ein Glühwürmchen. Es erscheint wenige Augenblicke und schon ist der magische Moment vorbei. Das harmlose Aufleuchten täuscht. "Ohne Schutzbrille hätte das ins Auge gehen können", sagt König. Er holt das Werkstück aus der Halterung. Auf dessen

Oberfläche ist ein eleganter Stern eingefräst. Das Metallteil fühlt sich immer noch kalt an.

Was da kurz aufleuchtete, war das Licht eines Ultrakurzpulslasers, der die Produktionsbranche bei der ersten Vorstellung 2008 in Erstaunen versetzte. So präzise konnte bisher nichts gefräst, gebohrt oder geschnitten werden, ohne das Material in Mitleidenschaft zu ziehen. "Bei langen Laserpulsen wird das Material immer heißer, es verdampft und hinterlässt überall Schmelze", sagt Stefan Nolte, Professor für Experimental- und Laserphysik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. "Unsere ultrakurzen Laserpulse hingegen sind so schnell, dass das Material überhaupt keine Zeit hat zu schmelzen." Zusammen mit Jens König von der Robert Bosch GmbH und Dirk Sutter von der Firma Trumpf hat Nolte für diese Erfindung >

DEUTSCHER ZUKUNFTSPREIS

Mit dem Deutschen Zukunftspreis zeichnet der Bundespräsident jedes Jahr Einzelpersonen oder Gruppen für eine hervorragende technische, ingenieur- oder naturwissenschaftliche Innovation aus. Ziel ist es, ein technikfreundlicheres Klima in Deutschland zu schaffen. Der Stifterverband führt die Geschäftsstelle und betreut das Auswahlverfahren. Der Preis wird seit 1997 jährlich vergeben und ist mit 250.000 Euro dotiert. www.stifterverband.de/54

ERFOLGSKONZEPT TEAMARBEIT

Die Zusammenarbeit zwischen Bosch und Trumpf entstand nicht erst mit dem neuen Laser. Trumpf lieferte Bosch schon seit Jahren strahlende sowie gepulste Laser für Schweißmaschinen. Mitte der 1990er-Jahre kooperierte Bosch zudem mit dem Laserzentrum Hannover, wo Stefan Nolte beschäftigt war. Nolte war damals schon ein Experte auf dem Gebiet: Er hatte die Grundlagen geschaffen, auf denen die späteren Projekte aufbauten. Nolte wechselte zur Universität Jena und war mit dabei, als sich Bosch und Trumpf Ende der 1990er-Jahre mit Partnern erfolgreich um eine Förderung des BMBF bewarben. Jens König stieß 2002 als Industriedoktorand hinzu. Dirk Sutter, der sich ebenfalls schon mit Ultrakurzpulslasern beschäftigte, lockte das Angebot von Trumpf von einer kalifornischen Laserfirma zurück nach Deutschland. Das Trio traf sich erstmals im Oktober 2002 auf einer Tagung zum Thema Laser in Jena.

den Deutschen Zukunftspreis 2013 erhalten. Für Trumpf und Bosch ist der Laser jetzt schon ein Renner – er wird sogar weltweit nachgeahmt. "Wir haben allerdings einen großen technischen Vorsprung", sagt Sutter.

Erst Anfang der 1990er-Jahre gelang es Forschern am Lawrence Livermore National Lab sowie an der Universität Michigan tatsächlich, solche Laser erstmals im Labor einzusetzen, wenn auch mit limitierter Leistung. Dennoch fand der Laser zur Jahrtausendwende seinen ersten Markt in der Medizintechnik, insbesondere bei Augenoperationen. "Damit war es möglich, in die Hornhaut des Auges hochpräzise Schnitte einzufügen, ohne das Auge zu beschädigen", sagt Nolte. Den gleichen Ansatz wollten Bosch und Trumpf in die industrielle Massenfertigung übertragen. Die Herausforderung war groß. "Ein Präzisionswerkzeug für einen Schnitt am Auge ist eine Sache. Aber wenn es Millionen von Bauteilen mit einer Taktzeit von wenigen Sekunden bearbeiten soll, dann muss das System viel leistungsfähiger sein", sagt König.

Im Bosch-Labor setzt sich Ulrich Graf an den Rechner, der den Laser steuert. "Wir drehen jetzt mal voll auf", sagt er. Das Licht in der Maschine geht wieder an – diesmal leuchtet es intensiver. Funken sprühen. Die Werkstückoberfläche wird schwarz – zu viel Power für das Material. Doch der Test zeigt eindrucksvoll, wie viel Kraft in dem Laser steckt. Er produziert mehrere Millionen Impulse pro Sekunde. "Aber wir holen uns davon nur einige raus und verstärken sie – dann haben wir etwa zwischen 200.000 und 800.000 Impulse pro Sekunde", erklärt Sutter.

Laser mit Spitzenleistung

Bevor der Laser zu so etwas fähig war, mussten die Forscher viel Zeit und Geduld aufbringen. Bosch, Trumpf und die Universität Jena beantragten 1999 mit weiteren Einrichtungen eine Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF), um verschiedene Ansätze zu verfolgen. Damals war noch völlig unklar, wie der Laser beschaffen sein musste. Schließlich entschieden sich die Projektpartner für einen Scheibenlaser. Diese Technik wurde an der Universität Stuttgart Mitte der 1990er-Jahre entwickelt und von Trumpf lizenziert.

In einem Scheibenlaser verteilt sich die Wärme gleichmäßig auf einer Kristallscheibe, weshalb höhere Spitzenleistungen möglich sind, ohne dass der Laser dabei überhitzt. Dabei gewinnt der Laserstrahl sogar an Qualität. "Unsere Laser kommen auf Spitzenleistungen von bis zu über einem Gigawatt – so viel braucht nicht einmal die ganze Stadt Freiburg an Strom", sagt Sutter. "Doch der Laser produziert sie nur für Pikosekunden, sodass die Gesamtleistung millionenfach geringer ist." Eine Pikosekunde lässt sich schwer vorstellen: Sie entspricht 0,000.000.000.001 Sekunden. Licht legt in drei Pikosekunden nur etwa einen Millimeter zurück.



Die Einspritzventile der Benzin-Direkteinspritzung besitzen sehr kleine Löcher, die präzise gebohrt werden müssen. Mit dem Ultrakurzpulslaser ist das nun möglich.



Lobende Worte vom Bundespräsidenten: Joachim Gauck überreichte dem Siegerteam den Deutschen Zukunftspreis persönlich.

Die intensiv fokussierte Energie reicht allerdings, um das Material zu verdampfen, etwa ein Loch in ein Werkstück zu schneiden. "Das Werkstück wird nur an einer unvorstellbar kleinen Stelle getroffen und verdampft dort bei 6.000 Grad Celsius", sagt Stefan Nolte. "Die umliegenden Bereiche bleiben kühl."

Als das Förderprojekt schließlich auslief, stand fest, dass der Laser die erwünschte Qualität hinbekam – doch der Prozess musste noch um einen Faktor 1.000 beschleunigt werden, damit er für eine Produktionsanlage attraktiv ist. Die Entwickler erhielten dafür eine weitere Förderung des BMBF.

Für die Unternehmen war das Projekt dennoch ein Risiko. Sie trugen einen beträchtlichen Teil der Kosten, ohne zu wissen, ob sie mit dieser Technik einen Markt finden. Jens König untersuchte mit den unterschiedlichsten Produktentwicklungsabteilungen mögliche Einsatzgebiete und stieß schließlich bei der Produktion von Benzin-Einspritzventilen auf Interesse. Diese Injektoren werden bei Motoren mit Benzin-Direkt-

einspritzung eingesetzt. Der Kraftstoff gelangt durch kleine Löcher in den Brennraum. Die müssen sehr präzise gebohrt werden, damit sich der Treibstoff wie gewünscht verteilt. Die Bohrungen waren für den neuen Laser ein ideales Testfeld. Später zeigte sich, dass sich durch die präziseren und individuell geformten Löcher die Abgasemissionen und der Treibstoffverbrauch im Gesamtsystem um 12 bis 20 Prozent senken ließ. "Die Bohrungen sind aktuell ein Alleinstellungsmerkmal unseres Produkts", sagt Jens König.

Andere versuchen nachzuziehen

Auch für Trumpf hat sich das Risiko ausgezahlt. "Wir wussten nicht, ob es noch weitere Anwendungen gab, außer der von Bosch", sagt Sutter. "Inzwischen ist das Unternehmen nicht einmal mehr unser größter Kunde." Trumpf gelang es, komplett neue Märkte zu erschließen, etwa die Mikroelektronik-Branche. "Dort gab es schon viele Laserlösungen, aber plötzlich konnten wir mit einer neuen Technik

aufwarten, mit der wir gleich die Aufmerksamkeit der Branche auf uns zogen – inzwischen versuchen andere Hersteller nachzuziehen", sagt Sutter.

Der Laser kommt heute zum Beispiel beim Schneiden von Smartphone-Displays zum Einsatz. Dort möchte die Industrie vermeiden, dass durch thermische Prozesse, wie sie bei herkömmlichen Lasern auftreten, Mikrorisse entstehen. Sie können die Bruchfestigkeit des Displays beeinflussen. Diese Anwendungen sind erst der Anfang. "Die vergangenen Jahrzehnte zeigten einen klaren Trend: Bauteile werden immer kleiner, die Funktionen werden kompakter integriert", sagt Jens König. Es steht außer Frage, dass die Zukunftspreisgewinner die Basis für ganz neue Mikrotechnologien geschaffen haben.

Ein Videointerview mit Jens König und den anderen nominierten Teams des Zukunftspreises sehen Sie im Bildungskanal des Stifterverbandes: www.youtube.de/stifterverband

KOMPAKT



"Reporter ohne Grenzen" demonstriert in Berlin für unabhängigen Journalismus. Die Stiftung wird seit Anfang des Jahres vom Deutschen Stiftungszentrum betreut.

DSZ betreut jetzt 600 Stiftungen

Das DSZ – Deutsches Stiftungszentrum, eine Tochtergesellschaft des Stifterverbandes, hat im Januar mit der Stiftung "Reporter ohne Grenzen/Initiative der Helga Märthesheimer" die 600. Stiftung in seine Betreuung aufgenommen. Aufgabe der Stiftung ist es, die weltweit agierende Menschenrechtsorganisation "Reporter ohne Grenzen" (ROG) finanziell zu unterstützen. Die Mitnamensgeberin der Stiftung, die mittlerweile verstorbene Helga Märthesheimer, gründete die Stiftung 2003. Als lang jährige Hörfunk- und Fernsehjournalistin des WDR war ihr der Schutz der Presse- und Meinungsfreiheit ein großes Anliegen. In "Reporter ohne Grenzen" fand sie dafür die richtige Organisation. So dokumentiert "Reporter ohne Grenzen" unter anderem Verstöße gegen diese Menschenrechte und setzt sich für verfolgte Journalisten ein, die oft unter lebensbedrohlichen Bedingungen arbeiten.

Erich Steinsdörfer, Geschäftsführer des DSZ, ist erfreut, dass mittlerweile 600 Stiftungen dem DSZ ihr Vertrauen schenken: "Die Stiftung ,Reporter ohne Grenzen/Initiative der Helga Märthesheimer' ist ein gutes Beispiel dafür, dass sich Stiftungen neben klassischen Themenfeldern für eine große Vielfalt von gesellschaftlichen Belangen einsetzen. Presse- und Informationsfreiheit und unabhängiger, unbequemer Journalismus sind keine Selbstverständlichkeit, sondern ein hohes Gut, das es zu schützen gilt und das langfristiges Engagement braucht."

www.deutsches-stiftungszentrum.de

Bessere Lehre im Fach Jura

>> Der Stifterverband, der Deutsche Juristen-Fakultätentag und das Kompetenzzentrum für juristisches Lernen und Lehren der Universität zu Köln haben zum zweiten Mal den Arslegendi-Fakultätenpreis Rechtswissenschaften verliehen. Preisträger sind Thomas Lobinger, Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht, Arbeitsund Handelsrecht an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, sowie Urs Kramer, Inhaber einer Lehrprofessur für Öffentliches Recht am Institut für Rechtsdidaktik an der Universität Passau. Sie erhalten die mit 15.000 Euro dotierte Auszeichnung für ihre herausragenden und beispielhaften Konzepte zur Lehre und vor allem für eine verbesserte Examensvorbereitung.

Klaus Dyckerhoff verstorben

Stifterver-Der band trauert um den Stifter Klaus Dyckerhoff, der am 9. März im Alter von 86 Jahren in seinem Wiesbadener Geburtsort Amöneburg ver-



starb. Gemeinsam mit seiner Ehefrau Edith gründete er im Jahr 1994 die Dres. Edith und Klaus Dyckerhoff-Stiftung, die sich in besonderer Weise für die Wissenschaft, Forschung und Bildung, speziell im Bereich der Baustoffe, einsetzt. Aufgrund seines herausragenden Engagements für seinen Geburtsort erhielt er 2011 die Bürgermedaille der Landeshauptstadt Wiesbaden in Gold.



Gutachtenübergabe im Kanzleramt (v. l.): Monika Schnitzer, Bundesforschungsministerin Johanna Wanka, Alexander Gerybadze, Bundeskanzlerin Angela Merkel, Dietmar Harhoff, Christoph Böhringer, Uschi Backes-Gellner, Dominique Foray.

EFI: Deutschland verliert zu viele Spitzenforscher

Deutsches Forschungssystem laut EFI-Gutachten nicht attraktiv genug.

ie besten deutschen Wissenschaftler gehen ins Ausland und kommen nicht mehr zurück. Davor warnt die Expertenkommission Forschung und Innovation (EFI) in ihrem aktuellen Jahresgutachten.

Darunter leide die Forschungsqualität in Deutschland. Insgesamt ist die Bilanz der Forschermobilität eher mäßig: Zwischen 1996 und 2011 sind 19.000 Forscher nach Deutschland gekommen, aber 23.000 ins Ausland gegangen. Mit einem negativen Saldo von 4.000 Abgewanderten liegt Deutschland im internationalen Vergleich lediglich an 19. Stelle.

Deutlich besser als Deutschland schneiden etwa die USA, die Schweiz, Dänemark und Kanada ab. Insbesondere die USA, die Niederlande und Großbritannien schaffen es, die besten ihrer ins Ausland abgewanderten Forscher ins Land zurückzuholen. Ganz anders ist die Situation in Deutschland: "Die Besten wandern ab, kehren aber nur selten nach Deutschland zurück. Sie verbleiben an attraktiven Forschungsdestinationen im Ausland", schreibt die Kommission. Dort bilden sie in vielen Fällen – etwa in den USA – die größte Zuwanderergruppe.

Die Experten fordern die Politik auf, das deutsche Wissenschaftssystem an der Spitze noch wettbewerbsfähiger zu machen und eine gute Grundfinanzierung sowie exzellente Projektfinanzierung für die öffentliche Forschung sicherzustellen, um mehr Spitzenforscher nach Deutschland zu holen. Deutschland muss sich stärker bemühen, internationale Talente zu gewinnen und zu halten. Die Einwanderung für ausländi-

sche Forscher und ihre Familien sollte deutlich erleichtert werden. Die EFI leistet wissenschaftliche Politikberatung für die Bundesregierung und legt regelmäßig Gutachten zu Forschung, Innovation und technologischer Leistungsfähigkeit Deutschlands vor. Die Arbeit der EFI wird in wissenschaftlicher und administrativer Hinsicht von einer Geschäftsstelle unterstützt, die ihren Sitz bei der Wissenschaftsstatistik im Stifterverband am Standort Berlin hat.

Mehr Informationen zum Gutachten auf: www.e-fi.de

Gehen Deutschland die Spitzenforscher aus? Ein Video zum Thema mit einigen EFI-Mitgliedern sehen Sie im Bildungskanal des Stifterverbandes: www.youtube.de/stifterverband

Freiheitsgewinn für gute Lehre

Jurastudenten sollen Gesetze nicht nur anwenden, sondern auch verstehen, fordert Julian Krüper. In seinem Projekt "Jura plu§: Staatsorganisationsrecht im Kontext" will der Bochumer Rechtsprofessor Studierenden künftig weniger Falllösungsroutine und mehr kritische Reflexionskompetenz vermitteln – und wird deshalb vom Stifterverband mit einer **Fellowship** gefördert.

VON HEIKE FREIMANN



ie Studierenden in Raum 142 sitzen heute in Gruppen. Griffbereit auf den Tischen liegt Sartorius' Gesetzessammlung, das deutsche öffentliche Recht auf rund 4.500 eng bedruckten Seiten. Julian Krüper ist die ganze Zeit in Bewegung, setzt seinen Stuhl ohne Aufheben bald hier, bald dort mit an den Tisch, hört zu, erklärt, fragt nach: "Was macht das Polizeirecht denn aus, worum geht es dabei?" Die Studierenden sind konzentriert und fast jeder meldet sich einmal zu Wort. "Es ist freiheitsfreundlich, ja genau", sagt der Professor mit Nachdruck und bohrt den Zeigefinger in die Tischplatte, "da spricht die Kollegin einen ganz wichtigen Punkt an." Er lächelt viel und man glaubt ihm sofort, wenn er sagt: "Ich bin gern im Hörsaal und im Kontakt mit den Studenten "

Ausbildung umkrempeln

Für den gebürtigen Westfalen war immer schon klar: "Gute Lehre ist ein wichtiger Bestandteil meiner akademischen Berufung." Früher besucht er deshalb Fortbildungen in der Hochschuldidaktik, mittlerweile hat Krüper mit seinem Lehrengagement selbst schon einige Preise gewonnen. Seit Ende 2013 fördert ihn der Stifterverband mit der "Fellowship für Innovationen in der Hochschullehre". Kurz vorher, im Herbst, übernahm der 39-Jährige nach verschiedenen Lehrstuhlvertretungen die Professur für Öffentliches Recht, Verfassungstheorie und interdisziplinäre Rechtsforschung an der Ruhr-Universität Bochum. Jetzt will er die juristische Ausbildung in seinem Verantwortungsbereich ordentlich umkrempeln. "Der Einsatz für Lehre steht in unserem Fach strukturell unter dem Verdacht, zur Trivialisierung und Verschulung zu führen", sagt Krüper. "Ich glaube fest, dass das Gegenteil der Fall ist."

Die juristische Ausbildung ist dem Rechtswissenschaftler heute generell "zu steril": Inhalte blieben ohne ihren Kontext oft unverstanden und in der Methodik setze man zu sehr auf das Abarbeiten von Fällen nach einem Schema. "Falllösungskompetenz ist wichtig", stellt Krüper klar. "Aber es ist auch das Geschäft von Juristen, Rechtsfragen in ihrem spezifischen, außerrechtlichen Kontext zu bewerten." Die historischpolitische Dimension des Rechts und die komplexen Abwägungen, die in juristische Entscheidungen einfließen, müssten deshalb in der Ausbildung stärker thematisiert werden. "Diese Bezüge schneiden wir häufig ab."

Dass es auch anders geht, will der Bochumer Professor jetzt mit seinem Projekt "Jura plu§: Staatsorganisationsrecht im Kontext" unter Beweis stellen. In interdisziplinären Workshops mit Experten aus Nachbardisziplinen wie der Geschichtswissenschaft, der Politikwissenschaft und der Organisationssoziologie will Krüper relevante Grundlagenbezüge und geeignete Themen identifizieren und später Lehrmaterialien erarbeiten und unterschiedliche Lehrformate besser verzahnen. Das neue Konzept setze auch auf mehr Eigeninitiative und Selbstverantwortung der Studierenden. Reproduktionswissen solle künftig vor allem zu Hause gelernt werden. In der letzten Projektphase steht 2015 die Durchführung der Lehrveranstaltung auf dem Programm.

Fellowship ein Freiheitsgewinn

"Steril" ist Krüpers Einführungsveranstaltung schon heute nicht. Um den Studierenden den Einstieg ins Verfassungsrecht zu erleichtern, greift der Rechtswissenschaftler gern auf Borussia Dortmund zurück. Wenn die Studierenden unter seiner Anleitung die Vereinssatzung des Fußballklubs und das Grundgesetz vergleichen, wird der abstrakte Begriff der Organisation gleich konkreter.

Für den Professor steht fest: Ohne die mit der "Fellowship für Innovationen in der Hochschullehre" verbundene

finanzielle Förderung gäbe es für seine Arbeit kaum Spielräume. "Die Fellowship empfinde ich deshalb als unglaublichen Freiheitsgewinn." Und er freut sich über den Vertrauensbeweis.

Wie wichtig die Förderung der "Fellows" ist, weiß auch Bettina Jorzik, Leiterin des Programmbereichs "Lehre und akademischer Nachwuchs" beim Stifterverband. "Mit Blick auf das Fördervolumen und den systematischen Ansatz gibt es heute bundesweit nichts Vergleichbares", sagt die Expertin. Ein wichtiges Anliegen des Programms sei auch die Vernetzung. Anders als in der Forschung fehle in Deutschland in der Hochschullehre bis heute eine Struktur für den Austausch und die Verbreitung von Wissen. Deshalb treffen sich die ausgezeichneten Fellows auch zweimal im Jahr, um sich auszutauschen. Wie erfolgreich das Projekt ist, zeigt die Resonanz. Über 550 Projektanträge habe es seit 2011 gegeben, freut sich Bettina Jorzik. "Der Bedarf ist riesig und es gibt jede Menge gute Ideen."

LEHRE FÖRDERN

Gute Hochschullehre braucht eine gute Förderung. Seit 2011 vergibt der Stifterverband gemeinsam mit der Baden-Württemberg Stiftung und der Joachim Herz Stiftung deshalb jährlich bis zu 15 Fellowships. Gefördert werden Hochschullehrer mit nachgewiesener didaktischer Expertise und einem innovativen Entwicklungsvorhaben zur Verbesserung von Lernmodulen oder -formaten. Die Fellowship ist mit 50.000 Euro dotiert. Das zweitägige Fellow-Treffen und die jährliche Lehr-/Lern-Konferenz bieten außerdem eine Plattform für Austausch und Vernetzung. 2013 bewarben sich 157 Hochschullehrer aus allen Fächergruppen. Die Stiftungspartner verliehen 14 Fellowships. www.stifterverband.info/wuw/52

Business meets Bildung

Rund 2,5 Milliarden Euro geben deutsche Unternehmen jährlich für die **akademische Bildung** aus. Sie ermöglichen damit vor allem ein praxisorientiertes Studium. Das ist das Ergebnis einer neuen Studie von Stifterverband und IW Köln.

VON ALFRED PREUSS



B ei der Suche nach guten Mitarbeitern blickt die Duisburger Krohne Messtechnik GmbH zuversichtlich in die Zukunft: "Wir haben keine Schwierigkeiten, unsere Stellen mit hoch qualifiziertem Fachpersonal zu besetzen", berichtet Attila Bilgiç, Chief Technology Officer (CTO) der Krohne-Gruppe. Das Erfolgskonzept des mittelständischen Weltmarktführers: "Unser Unternehmen engagiert sich für die akademische Bildung und baut so frühzeitig den Kontakt zu den für uns wichtigen Studierenden auf."

Kein Einzelfall: Iedes zweite Unternehmen unterstützt Forschung und Lehre an deutschen Hochschulen. "Insgesamt 2,5 Milliarden Euro hat die Wirtschaft im Jahr 2012 in die akademische Bildung investiert", berichtet Mathias Winde, Leiter des Programmbereichs Hochschulpolitik und -organisation im Stifterverband, "das ist im Vergleich zu 2009 ein Zuwachs von 15 Prozent." Diese Zahlen bringt die vom Stifterverband gemeinsam mit dem Institut der Deutschen Wirtschaft (IW) Köln durchgeführte und jüngst veröffentlichte Untersuchung "Bildungsinvestitionen der Wirtschaft 2012" ans Licht. Winde: "Wir können mit der Studie eindrucksvoll zeigen, wie gezielt Unternehmen mittlerweile in akademische Bildung investieren."

Mehr Praxis, mehr Weiterbildung

Die Wirtschaft engagiert sich mit einer Vielzahl von Aktivitäten. Unternehmen finanzieren ihren Mitarbeitern duale Studiengänge, unterstützen Studierende bei Praktika, Abschluss- und Doktorarbeiten, gewähren Studienstipendien. Sie erweitern das wissenschaftliche Themenspektrum an Hochschulen durch Stiftungsprofessuren, spenden Sach- und Dienstleistungen, stellen Führungskräfte für Lehrveranstaltungen ab und gewähren finanzielle Zuwendungen. Winde: "Damit wollen

3



DUALES STUDIUM

Im Jahr 2012 gaben Unternehmen 948 Millionen Euro für duale Studiengänge aus. Rund 65.000 Studierenden ermöglicht die Wirtschaft damit die Verbindung von akademischem Studium und betrieblicher Praxis. Das sind 32 Prozent mehr als im Jahr 2009.

STIPENDIEN

Einen starken Anstieg gab es bei den Stipendien. 2012 vergaben Unternehmen 10.000 Studienstipendien (2009: 6.100) mit einem Gesamtvolumen von 45 Millionen Euro. Zwei von drei Unternehmen, die Stipendien vergeben, nutzen inzwischen das Deutschlandstipendium.





WEITERBILDUNG DER MITARBEITER

Auch bei ihren Mitarbeitern sorgen die Unternehmen für praxisbezogenes Lernen auf akademischem Niveau. Insgesamt 49.000 Berufstätige werden durch die Übernahme von Gebühren und Freistellungen unterstützt, 16 Prozent mehr als 2009.

PRAKTIKA

Mit den gestiegenen Studierendenzahlen hat die Wirtschaft 2012 auch die Zahl der Praktikantenplätze erhöht: Für knapp eine Viertelmillion Studierende stellt sie mit Gesamtaufwendungen von 642 Millionen Euro sicher, dass die im Studienplan vorgeschriebenen Pflichtpraktika absolviert werden können.



die Unternehmen vor allem Personal rekrutieren, eine stärkere Praxisorientierung des Studiums erreichen und die Weiterbildung der eigenen Mitarbeiter verbessern."

Messtechnikunternehmen Krohne beispielsweise kooperiert in starkem Maße mit der Ruhr-Universität Bochum (RUB): Auf dem Uni-Campus hat das Unternehmen im Jahr 2012 ein etwa 1.000 Quadratmeter großes Forschungsund Entwicklungszentrum eröffnet. "Dort können Studierende wichtige Industrieerfahrung sammeln", berichtet

Attila Bilgiç, "wir bieten ihnen die Möglichkeit, Praktika zu absolvieren und an Fachseminaren teilzunehmen sowie ihre Bachelor-, Master- und Doktorarbeit bei uns zu schreiben." Das mittelständische Unternehmen stellt den Studenten obendrein erfahrene Mitarbeiter als Kobetreuer an die Seite, Hilfs- und Labormittel zur Verfügung und gewährt sogar finanzielle Unterstützung bei der Promotion. "Insgesamt geben wir für akademische Bildungsmaßnahmen pro Jahr etwa eine halbe Million Euro aus", hat Bilgiç errechnet.

Das Düsseldorfer Modeunternehmen Peek & Cloppenburg offeriert Abiturienten mit einer überdurchschnittlich guten allgemeinen Hochschulreife seit 2010 in Verbindung mit einer praktischen Ausbildung die Möglichkeit zu einem siebensemestrigen dualen Studium an der Hochschule für Oekonomie & Management in Essen (FOM). "Jährlich starten jeweils zum 1. August circa 30 Kandidaten in einer P&C-eigenen Klasse", berichtet Julia Schley, Projektmanagerin Employer-Branding/Personalmarketing bei P&C.

Engagement in der Bildung

Über einen mit fünf Millionen Euro ausgestatteten Bildungsfonds fördert die Festo AG & Co. KG seit fünf Jahren erfolgreich die akademische Ausbildung in den Bereichen Ingenieurwissenschaften und Technik. Studierenden stellt der Esslinger Spezialist für Automatisierungstechnik über einen Zeitraum von bis zu vier Jahren monatlich 800 Euro für die Lebenshaltung plus etwaige Studiengebühren als zinsloses Darlehen zur Verfügung, Höchstsumme 40.000 Euro. Nach erfolgtem Studienabschluss füllen die Begünstigten durch Rückzahlung des Kredits den revolvierenden Fonds wieder auf. "Wir möchten damit zeigen, wie unternehmerisches Engagement im Bereich der Bildung einen wertvollen Beitrag für die Zukunftssicherung des Standorts Deutschland leisten kann", betont Peter Speck, der bei Festo den Bildungsfonds betreut.

Für 2016 plant der Stifterverband bereits die Neuauflage seiner Studie. Mathias Winde erwartet dabei einen weiteren Anstieg der Bildungsinvestitionen: "Jedes dritte Unternehmen hat 2012 angekündigt, das finanzielle Engagement für die akademische Bildung auszuweiten."

Die Studie des Stifterverbandes gibt es auf www.stifterverband.info/wuw/55

Neue Wege aus der Bankenkrise?

Bei der zweiten Auflage der Konferenz **Ökonomie neu denken** diskutierten Spitzenökonomen, Notenbanker und Wirtschaftsvertreter Konsequenzen aus der Finanz- und Wirtschaftskrise.

VON CORINA NIEBUHR

taat und Banken sind seit Jahrzehnten in eine enge gegenseitige Abhängigkeit verstrickt. Hochverschuldete Regierungen müssen riesige Banken retten, wofür sie teils Schulden bei eben diesen Banken aufnehmen müssen. Die Finanzkrise ist längst nicht gebannt. Geldpolitik und Finanzmarktregulierer bewegen sich weiter auf unerforschtem Terrain. Das war der spannende Ausgangspunkt für die zweite Auflage der Konferenz "Ökonomie neu denken".

Zunächst zogen die Teilnehmer der von Stifterverband, Handelsblatt Research Institute und PricewaterhouseCoopers AG Wirtschaftsprüfungsgesellschaft organisierten Veranstaltung Bilanz, was sich seit der Erstveranstaltung vor gut zwei Jahren verändert hat. Wie steht es um die rationalen, eleganten, aber gleichzeitig nutzlosen Modelle in der Makroökonomie? Üben sich die Wirtschaftswissenschaften heute tatsächlich in größerer Demut, wie es die britische

Ökonomin Diane Coyle vor zwei Jahren angemahnt hatte? Andreas Schlüter, Generalsekretär des Stifterverbandes, erinnerte daran, dass die Finanz- und Wirtschaftskrise viele der etablierten Theorien und Modelle der Wirtschaftswissenschaften ins Wanken und andere in den Vordergrund gebracht habe. "Ein neues, geschlossenes Paradigma ist daraus allerdings noch nicht entstanden", so Schlüter. Doch werden solche allgemeinen Erklärungsansätze für die Betrachtung dieser Phänomene überhaupt gebraucht?



Lobte die Arbeit der Europäischen Zentralbank, seines ehemaligen Arbeitgebers: Jörg Asmussen, Staatssekretär im Bundesministerium für Arbeit und Soziales.

Ernüchternde Bilanz

Bert Rürup, Präsident des Handelsblatt Research Institute, sieht die Aufbruchsstimmung von 2012 nahezu verflogen, die der damaligen Unsicherheit und einem theoretischen Unbehagen geschuldet war. Auch der Blick in einschlägige Journals zeige, dass in faktisch allen makroökonomischen und finanzmarktökonomischen Artikeln immer noch DSGE-Modelle die Basis sind (dynamic stochastic general equilibrium).

Selbst die Zentralbanken, der IWF und die EU-Kommission arbeiteten weiter mit diesen Modellen, in denen es keine unfreiwillige Arbeitslosigkeit gebe, kein Koordinationsversagen und in dem ein nahezu allwissendes repräsentatives Wirtschaftssubjekt die genauen Wahrscheinlichkeiten aller Optionen kenne. Eine ernüchternde Bilanz, nach der Rürup zum Thema der diesjährigen Konferenz überleitete: "Mich würde schon mal



Spitzenökonomen, Notenbanker und Wirtschaftsvertreter (links Norbert Winkeljohann, Sprecher des Vorstandes, PWC AG) diskutierten in Frankfurt am Main über die Finanz- und Bankenkrise.



interessieren, ob wir uns zwischenzeitlich darüber einig sind, was denn die gesamtwirtschaftliche Bedeutung von Banken eigentlich ist?" Wird die extrem expansive Geldpolitik der vergangenen Jahre das neue Erdbeben in Finanzwelt, Wirtschaft und Gesellschaft? Wie kann dieses Schreckensszenario verhindert werden?

Im Jahr 2014 diskutiert die Fachwelt radikale Lösungsansätze, wie die Beschränkung der Banken auf die reine Kreditvergabe, aber vor allem die Rolle der Europäischen Zentralbank (EZB) in einer weiterhin bedrohlich instabilen Finanzwelt.

sie als Nächstes tun? Muss sie mehr tun, weniger tun? Dabei ignoriere man die Wirtschaftspolitik in ihrer Verantwortung, dringend notwendige Strukturreformen auch wirklich umzusetzen.

Marcel Fratscher, Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW): "Wir sollten uns bewusst machen, dass die EZB viele Probleme nicht lösen kann, darunter die Strukturprobleme der Volkswirtschaften, deren mangelnde Flexibilität und Wettbewerbsfähigkeit, ihre falschen Wirtschaftsstrukturen." Das Einzige, was sie kann, sei Zeit kaufen durch nehmen und mehr auf das Risiko hinweisen muss." Wie kann das Geldsystem stabilisiert werden? Einen der interessantesten Vorschläge brachte Joseph Huber in die Diskussion ein, Wirtschafts- und Umweltsoziologe an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seine Vision heißt Vollgeld. Das sei Geld, so Huber, das ausschließlich von der Zentralbank herausgegeben wird, so wie heute die Banknoten. "Es muss eine Instanz geben, die dafür sorgt, dass Geldmengenund Wirtschaftswachstumsentwicklung in etwa im Gleichschritt miteinander expandieren."

Thomas Mayer, Senior Fellow am Center for Financial Studies an der Goethe-Universität Frankfurt und Berater der Deutschen Bank, hält Vollgeld im Bezug auf Bankrotte von Banken für interessant: Vollgeld mache dieses Scheitern möglich. "Wir sollten im Bankensektor wieder unternehmerischen Gewinn mit unternehmerischem Risiko verbinden", so Mayer. Also lieber den Weg Richtung Bankbankrotte ebnen, statt sie mit viel Geld zu verhindern.



"Ein neues, geschlossenes Paradigma ist noch nicht entstanden."

ANDREAS SCHLÜTER, STIFTERVERBAND

Jörg Asmussen, der früher Mitglied im Direktorium der Europäischen Zentralbank war und mittlerweile neuer Staatssekretär des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales ist, lobte in seinem Vortrag den "hervorragenden Job" der EZB in den vergangen Jahren. Gleich mehrere Redner kritisierten die hohen Erwartungen an die EZB, denn alle schauten auf sie und fragten: Was wird

expansive Geldpolitik. Fratscher sieht die Euro-Länder weiterhin in einer schwierigen und tiefen Krise, weshalb in absehbarer Zeit sicher nicht von einer Rückkehr zum Normalzustand die Rede sein könne. Er möchte das Risiko einer Deflation stärker diskutieren: "Die Kosten eines solchen Szenarios sind so enorm hoch für die reale Wirtschaft, dass man das unbedingt ernst

Eine Videodokumentation der Konferenz gibt es auf www.stifterverband.de/oekonomie

KOMPAKT



Mehr Vielfalt an der Uni

Stifterverband startet das **Diversity-Audit Vielfalt gestalten**. Hochschulen können einen Zuschuss zu den Verfahrenskosten erhalten.

Immer mehr Studierende einer Hochschule sind berufstätig oder kommen aus dem Ausland, sie sind alleinerziehend oder stammen aus bildungsfernen Elternhäusern. Die Hochschulen müssen darauf reagieren und Strategien entwickeln, um die zunehmende studentische Diversität besser in den Studienalltag zu integrieren. Hilfe bietet hier ein neues Auditierungsverfahren des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Ziel des sogenannten Diversity-Audits "Vielfalt gestalten" ist es, die Vorteile der Vielfalt zu nutzen und einen genau auf die Hochschule abgestimmten Maßnahmenkatalog zu entwickeln.

Das dafür vom Stifterverband entwickelte Verfahren dauert zwei Jahre. Parallel dazu treffen sich alle teilnehmenden Hochschulen in einem Diversity-Forum. Hier können sie ihre Erfahrungen untereinander und auch mit Experten austauschen. Die gemeinsamen Diskussionsergebnisse fließen wiederum in den Auditierungsprozess ein. Jede an dem Verfahren teilnehmende Hochschule erhält zum Abschluss das Zertifikat "Vielfalt gestalten", das drei Jahre lang gültig ist.

Alle Hochschulen in Deutschland sind dazu aufgerufen, sich am Diversity-Audit zu beteiligen. Für die nächste Runde und um einen finanziellen Zuschuss in Höhe von 15.000 Euro zu den Verfahrenskosten können sich interessierte Hochschulen ab sofort bis zum 15. Juli 2014 formlos bewerben. Das nächste Audit startet dann im September nächsten Jahres.

Das Diversity-Audit ist eine Initiative des Stifterverbandes, unterstützt von der JPMorgan Chase Foundation und der Stiftung Mercator.

Weitere Informationen gibt es auf www.stifterverband.info/diversity-audit

Gesichter der Bildungsrepublik

Mehr Studienanfänger ohne Abitur, mehr duale Studiengänge sowie mehr Chancen für Kinder aus Migranten- oder Nichtakademikerfamilien - dies ist nur ein Teil der Ziele, die sich der Stifterverband in seiner Bildungsinitiative für das Jahr 2020 gesetzt hat. Doch bereits heute setzen sich einige Personen aus Wirtschaft und Wissenschaft vorbildlich für diese Themen ein. Diese sogenannten Zukunftsmacher stellt der Stifterverband in einer neuen Video-Reihe vor. Sie verkörpern die Bildungsrepublik von morgen und zeigen, wohin die Reise gehen muss. Jedes Video beschäftigt sich mit einem der sechs Handlungsfelder der Bildungsinitiative und stellt je zwei Zukunftsmacher in den Fokus. Drei Videos sind bereits online im Bildungskanal des Stifterverbandes auf YouTube zu sehen. Im neuesten geht es um MINT-Bildung (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik). Zu Wort kommen Günter M. Ziegler, Mathematikprofessor an der FU Berlin, und Frank Hohenadel, Personalmanager der Deutschen Telekom AG.

www.youtube.com/stifterverband

CARTA, die Zweite

Mit dem Bildungsmagazin "CARTA 2020" begleitet der Stifterverband seine Bildungsinitiative "Zukunft machen". Zu Beginn des Jahres ist die zweite Ausgabe erschienen. In dem 60-seitigen Magazin begibt sich der Stifterverband auf die Spuren der Lehrer von morgen: Von ihrer Qualifikation hängt ab, wie gut die Schüler lernen. Aber wer bereitet die Lehrer eigentlich auf all das vor? Und wie schafft



man es, dass Kinder und Jugendliche in der Schule erfolgreicher lernen? "CARTA 2020" erscheint einmal im Jahr als Beilage in der Wochenzeitung "DIE ZEIT" mit einer Gesamtauflage von rund 600.000 Exemplaren.

www.stifterverband.info/wuw/53



Brücken ins Studium

Die Innovationskraft Deutschlands ist eng mit dem Stellenwert von Wissenschaft, Forschung und Lehre verbunden. "Invented in Germany" ist ein Qualitätsbegriff. Damit dies weiter gilt, müssen Forschung und Ausbildung in den naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen stark bleiben. Unser besonderes Augenmerk sollte dabei den Brücken zwischen Schule und Hochschule und zwischen Hochschule und einer Beschäftigung in Wirtschaft oder Wissenschaft gelten. Denn einerseits finden junge Talente, und hier insbesondere Frauen, heute noch zu selten den Weg in ein technisches Studienfach, selbst wenn die Begeisterung und Befähigung in der Schule dafürsprechen. Auf der anderen Seite ist zu beobachten, dass die Mehrheit der internationalen Studierenden Deutschland auf dem Weg von der Hochschule in den Beruf verlässt, und das trotz der großen Chance auf einen guten, qualifizierten Arbeitsplatz hierzulande. Daran ist zu erkennen: MINT-Bildung ist eine Aufgabe, die viele angeht. Bildungseinrichtungen und Wirtschaft müssen noch enger zusammenarbeiten. Sie müssen Bildungsbotschafter gewinnen, die helfen, das unbekannte Land auf der anderen Seite der Brücke zu entdecken.

Simone Bagel-Trah, Vorsitzende des Aufsichtsrats und Gesellschafterausschusses von Henkel, ist Themenbotschafterin für das Handlungsfeld MINT-Bildung in der Bildungsinitiative des Stifterverbandes.

ZUKUNFT MACHEN

Die Bildungsinitiative des Stifterverbandes

LLUSTRATION: XENIA FINK



Verdrängte Altlasten

Die akute Phase der **Finanz- und Bankenkrise** scheint überwunden. Aber haben die Banken aus der Finanzkrise gelernt? Nur bedingt, meint der Finanzmarktforscher Martin Hellwig. Man habe versäumt, richtig aufzuräumen. Auch weil bei vielen europäischen Staaten, allen voran Deutschland, der politische Wille fehlt.



In den USA und Europa wurden seit Ausbruch der Finanzkrise viele große Banken vom Staat gerettet. Ist die Kritik daran gerechtfertigt?

Natürlich ist es nicht in Ordnung, wenn der Staat für die Fehler der Banken büßen muss. Aber was sind die Alternativen? Die Risiken einer Systemkrise sind allzu groß. 1931 hat die Reichsbank die eigentlich schon bankrotte Danatbank unterstützt, bis sie selbst in Konflikt mit den gesetzlichen Vorschriften über die Währungsdeckung kam. Solche Hilfe für eine bankrotte Bank ist eigentlich tabu. Als aber die Reichsbank am Ende war, gab es einen allgemeinen Bankenkollaps. Die Wirtschaft brach noch einmal ein, das trug erheblich zum Ende der Weimarer Republik bei. 2008 verursachte der Bankrott von Lehman Brothers eine allgemeine Panik. An den Folgen leiden wir heute noch. Aber ohne die Staatshilfen wäre alles noch viel schlimmer gewesen, so wie 1931.

Statt too big to fail könnte man bei mancher Bank aber auch sagen: too big to save.

Das ist die Erfahrung von Irland und Spanien, wo die Rettung der Banken die Staatsfinanzen überfordert hat. Es gibt aber nicht nur too big to fail, sondern auch too political to fail. Institute wie die deutschen Landesbanken sind der Politik zu wichtig, als dass man sie pleitegehen ließe – auch wenn das die deutschen Steuerzahler in der Krise zig Milliarden kostete. Und wenn viele kleine Institute in Schwierigkeiten sind, sind sie too many to fail, so die amerikanischen Sparinstitute in den 1980er-Jahren. Nach marktwirtschaftlichen Grundsätzen dürfte es das alles nicht geben. Denn Marktwirtschaft heißt, dass der Einzelne im Rahmen der geltenden Gesetze tun und lassen darf, was er will, dass er aber auch die Konsequenzen tragen muss.

Während der Boomzeit haben die Bankmanager noch beteuert, sie hätten ihr Risikomanagement mit mathematischen Methoden im Griff. War das ein Trugschluss? Wenn etwas völlig sicher wäre, könnte man als Bank kein Geld damit verdienen. Denn das könnten ja alle machen. Ein bisschen Zocken ist also immer dabei. Das moderne Risikomanagement hilft, aber wenn alle die gleichen Techniken kennen, sind die Margen sehr klein und man muss große Beträge einsetzen, um nennenswert zu verdienen. Und dann kann man auch große Verluste einfahren. Bei Derivaten und Wertpapierspekulationen kommen da schnell ein paar Milliarden zusammen.

Wir haben nun bereits sechs Jahre Krise hinter uns und man gewinnt den Eindruck, nichts ist geklärt, dafür schwelt vieles weiter. Wie schätzen Sie die Lage ein?

Man hat versäumt, richtig aufzuräumen. Bei vielen Banken gibt es erhebliche Altlasten, faule Kredite, bei denen die Ver-



luste noch nicht abgeschrieben wurden. Man hat sich auch zu wenig darum gekümmert, was eigentlich die Hauptursachen der Krise waren. In den USA haben wir einen Bericht einer vom Kongress eingesetzten unabhängigen Untersuchungskommission, in Europa gibt es nichts dergleichen. Man kümmert sich um Hedgefonds, Leerverkäufe, Hochfrequenzhandel, aber das hat alles nichts mit dem Kern der Krise zu tun. Bei den Hauptursachen der Krise, also der hohen Verschuldung, der exzessiven Fristentransformation und der Vernetzung der Institute, hat man nur wenig getan.

Es gibt doch die Idee des Trennbankensystems. Und die Forderung nach einer europäischen Aufsichtsebene, die einzelne Banken auflösen kann. Was halten Sie davon?

Diese Vorschläge gehen an den Ursachen der Krise vorbei. Mit dem Trennbankenprinzip will man die Einleger vor den Risiken der Wertpapierspekulation schützen und meint, wenn die Einleger geschützt sind, kann man den Rest des Systems sich selbst überlassen. Aber Lehman Brothers war eine Investment Bank, Hypo Real Estate eine Pfandbriefbank, AIG ein Versicherer, West LB eine Landesbank. In Deutschland haben wir zwischen den Landesbanken und den Sparkassen schon eine Art Trennbankenprinzip. Die Sparkassen machen das Einlagengeschäft, die Landesbanken Großkredite, Investmentbanking und Handel.

Das Ergebnis ist gemischt: Die Sparkassen waren und sind sehr stabil. Das hat im Krisenjahr 2009 erheblich zur Robustheit des Finanzsystems und der Kreditvergabe beigetragen. Die deutschen Landesbanken hatten extrem gezockt und dem Steuerzahler hohe Verluste aufgebürdet. Da trug die Trennung zur Instabilität des Systems bei. Und die Nostalgiker in den



USA vergessen, dass das Trennbankensystem dort die schweren Krisen der 1980er- und frühen 1990er-Jahre mitverursacht hat.

Und die Aufsicht in der EU?

Bisher liegt die Aufsicht bei den Mitgliedstaaten. Anders als die Europäische Kommission 2008 glaube ich nicht, dass das ein Grund für die damalige Krise war. Es hat allerdings zu den Fehlentwicklungen in Irland und Spanien beigetragen. Es ist auch heute ein Grund dafür, dass nicht aufgeräumt wird. Jeder denkt, Aufräumen sei etwas für die anderen. Und wenn die eigenen Banken schwach sind, so hilft ja die EZB. Diese hat seit 2007 zur Bankenstützung beigetragen und gerade die schwachen Banken nutzen die billigen Kredite der EZB, um Anleihen ihres eigenen Staats zu kaufen. So kommt der Staat auch indirekt an die Notenpresse.

Eine europäische Bankenunion, die die Kontrolle der Banken aus der nationalen Kompetenz herausnimmt, böte hier eine Möglichkeit, zu konsolidieren und aufzuräumen. Dazu müsste aber auch der Einfluss des jeweiligen Staates auf diese Banken drastisch reduziert werden. Effektivität der Bankenunion erfordert, dass europäische Institutionen die Kontrolle übernehmen. Will die Politik so weit gehen? Die deutsche Position ist hier zwiespältig: "Natürlich muss die EZB bei den spanischen Cajas genau hinsehen, aber bitte nicht bei den deutschen Landesbanken. Und schon gar nicht bei den Sparkassen." Auch in Frankreich ist der Einfluss der Regierung auf die Banken sehr groß. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der französische Staatspräsident hier die Kontrolle abgibt. Wer wird also am Ende das Sagen haben? Wer wird bestimmen, ob eine Bank geschlossen wird? Die EZB

als Aufsichtsbehörde ist schwach, wenn es nicht auch eine europäische Abwicklungsbehörde gibt. Davon sind wir noch weit weg.

Es bleibt also unmöglich, marode Banken zu reorganisieren oder im Notfall abzuwickeln?

Bei mittelgroßen Banken könnte man das vermutlich machen, aber dazu fehlt der politische Wille. Bei sehr großen Banken kann man das nicht wirklich, denn wenn die verschiedenen Behörden in verschiedenen Ländern eingreifen, zerstören sie die unternehmerischen Zusammenhänge. Das war ein Kernproblem bei Lehman. Auch deswegen setze ich mich für eine deutlich bessere Eigenkapitalfinanzierung von Banken ein. Wenn Eigenkapital 20 bis 30 Prozent der Bankenfinanzierung ausmacht, ist die Wahrscheinlichkeit gering, dass die Bank in ernste Schwierigkeiten kommen wird. Damit würden die Eigentümer auch wieder stärker in die Haftung genommen.

Diese Forderung erzeugt natürlich Gegenwind.

Sicher. Die Banken finden das absurd. Aber sie selbst verlangen das auch von ihren Kunden, etwa von Hedgefonds. Die großen europäischen Banken haben Eigenkapitalanteile von zwei bis vier Prozent, heute ebenso wie vor der Krise. Basel III verlangt drei Prozent, das ist ziemlich genau das, was Lehman Brothers in der letzten Bilanz vor dem Konkurs auswies. Wenn die Verschuldung 97 Prozent ausmacht, braucht es nicht viel und die Bank kommt in Schwierigkeiten.

Aber die Banken selbst rühmen sich doch immer, sie hätten neun, zehn oder elf Prozent Eigenkapital.

Das bezieht sich auf die sogenannten risikogewichteten Vermögenswerte, nicht auf die gesamten Vermögenswerte. "Risikogewichtet" heißt, dass Vermögenswerte nicht oder nur teilweise berücksichtigt werden, wenn sie als risikolos oder wenig riskant gelten. Bestimmte Risiken werden von vornherein nicht berücksichtigt, etwa Ausfallrisiken von Staatsanleihen ...

... siehe griechischer Schuldenschnitt ...

... oder das Refinanzierungsrisiko für langfristige Kredite, ein Risiko, das 2008 die Staatshilfe für Hypo Real Estate erforderte. In der Krise sind viele Banken durch Risiken in Schwierigkeiten gekommen, die bei der Berechnung des erforderlichen Eigenkapitals zuvor als nichtexistent behandelt worden waren. Die Banken selbst haben natürlich immer den Anreiz, ihre Risikoeinschätzungen so zu gestalten, dass sie mit dem Eigenkapital, das sie haben, ein möglichst großes Rad drehen können.

INTERVIEW: TIMUR DIEHN

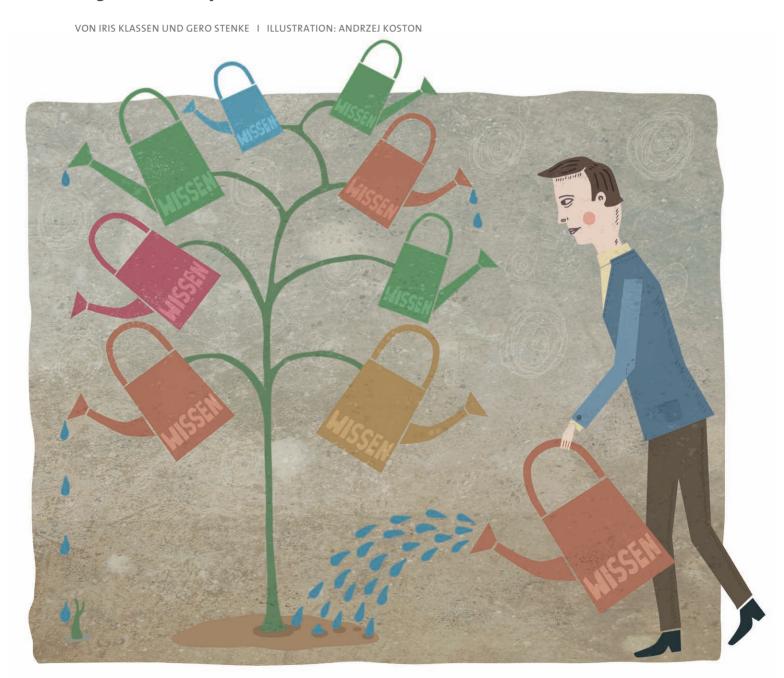


Sehen Sie Martin Hellwig auch im Videointerview im Bildungskanal des Stifterverbandes auf YouTube oder in unserer Tabletausgabe.

Stifterverband | W&W 1-2014 41

Mit Wissen wachsen

Hochschulen, wissenschaftliche Institute, forschungsintensive Unternehmen – viele Regionen verfügen über eine starke innovative Kraft. Doch nicht immer gelingt es ihnen, diese Stärke als Standortvorteil zu nutzen. Wissensbasierte **Regionalentwicklung** ist hier das Stichwort. Wie das am besten gelingen kann, zeigt das neue Projekt "Science Scorecard" des Stifterverbandes.



Bremen ist eine, Dresden und Braunschweig auch. Jena, Oldenburg, Mainz und Lübeck gehören ebenfalls dazu. Sie sind "Städte der Wissenschaft", ausgezeichnet im gleichnamigen Wettbewerb des Stifterverbandes. Sie alle vereint Wissenschaft als Standortfaktor, sichtbar in Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen, in forschenden Unternehmen, aber auch in der Gesellschaft selbst. 51 Städte hatten sich zwischen 2005 und 2012 beworben, sieben von ihnen zeichnete der Stifterverband aus. Eine Evaluierung des Wettbewerbs bestätigte, dass in den Städten viel bewegt wurde, selbst in jenen, die den Titel nicht erringen konnten. Denn Wissenschaft schafft Wissen und das wiederum kann für Wohlstand sorgen und die Lebensqualität erhöhen – auf vielfältigen Wegen.

Die dahinterstehenden Prozesse verlaufen vereinfacht folgendermaßen: Unternehmen wachsen, wenn sie viele Produkte auf dem Markt absetzen. Produkte werden gekauft, wenn sie innovativ und modern sind, über ein gutes Design, eine gute Handhabung oder über einen generellen Wettbewerbsvorteil gegenüber anderen Produkten verfügen. Für die Entwicklung und Verbesserung solcher Produkte wird Wissen benötigt – aber dieses Wissen ist nicht immer einfach zu beschaffen. Die Entwicklung neuen Wissens ist eine komplexe Herausforderung, die zunächst eine Aufgeschlossenheit für neue Ideen und Innovationen erfordert und natürlich auch viele Ressourcen benötigt: Daten, Infrastruktur, Technik, komplementäres Know-how und natürlich auch Geld. Oftmals sind einzelne Unternehmen überfordert, aus eigener Kraft ein neues Produkt auf den Markt zu bringen. Sie suchen sich daher Partner wie Unternehmen, Hochschulen, Forschungseinrichtungen oder Technologietransferstellen.

Vertrauen spielt eine wesentliche Rolle

Diese Partner arbeiten besonders effizient und effektiv zusammen, wenn zwischen ihnen eine Form von Nähe besteht. Diese Nähe kann sich dadurch ergeben, dass die Partner in ähnlichen Technologiebereichen arbeiten, dass sie den gleichen Organisationslogiken folgen oder sich auch räumlich nah sind. Eine Vertrauensbasis zwischen den Partnern ist dabei unverzichtbar, schließlich kann die Preisgabe von Informationen oder der Ausfall eines Partners erhebliche Wettbewerbsnachteile mit sich bringen. Soziale Komponenten wie Vertrauen und eine verständigungsorientierte Kommunikation spielen für innovatorischen und wirtschaftlichen Erfolg also eine wesentliche Rolle. Man kann sogar so weit gehen zu sagen, dass die Soziokultur und eine gegenüber Wissenschaft und Forschung aufgeschlossene Gesellschaft oftmals der entscheidende Wettbewerbsvorteil einer Region und die zentrale Basis für Kooperationen ist.

Finden sich Partner innerhalb derselben Region, entstehen regionale Innovationsnetzwerke. Durch das Wissen, das in diesen Netzwerken hervorgebracht wird, können Geschäftsideen oder Produkte entstehen, die am Markt gut ankommen. Ist das Produkt erfolgreich, profitieren davon gleich mehrere Akteure in einer Region. Der wirtschaftliche Erfolg

Einzelner kommt der gesamten Region und den darin verankerten Städten zugute, durch direkte, indirekte und induzierte Effekte. Direkte Effekte fallen in Form von Wertschöpfung, Beschäftigung und Einkommen bei den Innovatoren direkt an, also etwa in einem Unternehmen oder einer Hochschule. Indirekte Effekte umfassen Wertschöpfungs- und Beschäftigungswirkungen bei Lieferanten. Die induzierten Effekte entstehen dagegen durch das Ausgeben von Einkommen der Beschäftigten bei Lieferanten und Innovatoren. Wertschöpfungsstudien belegen, dass gerade Kommunen von aktiven Wissenschaftsstandorten profitieren.

Wissensträger bringen Wettbewerbsvorsprung

Doch warum wollen Städte und Regionen Orte für die Entstehung von Wissen sein? Wäre es nicht einfacher, vorhandenes Wissen aus anderen Standorten zu transferieren? Wesentlich ist an dieser Stelle, dass Wissen nicht immer gut dokumentierbar ist oder bewusst geheim gehalten wird. Gerade das neueste und wertvollste Wissen, das einen wirtschaftlichen Nutzen oder auch wissenschaftliche Reputation verspricht, ist nicht in Datenbanken gespeichert. Es steckt in den Köpfen der Menschen und kann damit nicht beliebig schnell und weit transportiert werden. Es zeigt eine Tendenz, an Standorten zu "kleben". Regionen, in denen Wissensträger leben, haben daher einen Wettbewerbsvorsprung. Wissen tendiert außerdem dazu, sich an einzelnen Standorten zu ballen, weil es diesen Regionen offenbar gelingt, auf kreative und gut qualifizierte Menschen eine Sogwirkung auszuüben. Austausch und Kooperationen zwischen diesen Menschen fördern wiederum die Entstehung weiteren Wissens. Dieser Schneeballeffekt funktioniert so lange, wie es gelingt, eine Region flexibel zu halten, sodass sie keinen festen Paradigmen anhängt. Sie erstarrt, wenn sie sich nach außen abschottet und sich bei auftretenden Herausforderungen immer an einem festen Problemlösungsraster orientiert. Dies führt irgendwann nicht mehr zum Erfolg.

Empirisch ist dieser Prozess gut dokumentiert. Regionen, die dauerhaft "im eigenen Saft schmoren", verlieren ihre Innovationskraft, weil hier direkte und indirekte Barrieren aufgebaut werden, die den Wissensaustausch verhindern und kreative Köpfe abschrecken. Die österreichische Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach stellte bereits vor mehr als 100 Jahren fest: "Wissen ist das einzige Gut, das sich vermehrt, wenn man es teilt." In innovativen Netzwerken ist dies gut zu beobachten. Die Politik hat diese Erkenntnisse aufgegriffen. Europäische Union, Staaten, Regionen und Kommunen folgen immer stärker dem Weg der wissensbasierten Entwicklung. Doch dieser Weg ist oftmals nicht sehr leicht. Regionen, die wissensintensiv produzieren möchten, müssen zunächst investieren. Es braucht Orte, an denen Wissen entstehen kann, es braucht eine Sogwirkung, die Menschen anzieht, und es braucht eine Kultur des Dialogs und des Wissensaustausches.

Damit kluge und kreative Köpfe sich von einer Region angezogen fühlen und auch längerfristig dort bleiben wollen, ist es entscheidend, dass diese zum einen über attraktive Arbeitsperspektiven in der Wirtschaft verfügt. Zum anderen spielen >

Stifterverband | W&W 1-2014 43

für potenzielle Arbeitnehmer immer häufiger weiche Faktoren eine Rolle, wie ein nicht alltägliches Kulturangebot, ein hoher Freizeitwert, diversifizierte Wohnquartiere. Lebensqualität ist hier das Stichwort. Selbst bereits etablierte Wissenschaftsregionen stehen vor der Herausforderung, nicht nur Arbeitsplätze zu schaffen, sondern kontinuierlich soziale Anreize zu geben. Das erfordert Ressourcen, sprich finanzielle Mittel sowie Infrastruktur oder politische und administrative Unterstützung. Angesichts der angespannten Haushaltslage vieler Kommunen ist eine Finanzierung dieser Ressourcen nicht immer leicht. Es muss abgewogen werden, welche Maßnahmen für die Entwicklung von Wohlstand und Lebensqualität einer Region den größten Beitrag liefern. Auf welcher Grundlage kann die notwendige Priorisierung erfolgen? Und welche Wirkungsmechanismen sind in den Blick zu nehmen?

Wissenschaft als Wachstumsmotor

Mit dem Wettbewerb "Stadt der Wissenschaft" hatte der Stifterverband den ausgezeichneten Städten bereits einen wichtigen Impuls für eine wissensbasierte Stadtentwicklung gegeben. Eine strukturelle Verankerung von Wissen und Wissenschaft und deren systematische Nutzung als Wertbringer für die gesamte Bevölkerung ist ein nächster Schritt. Gemeinsam mit dem Wissenschaftsmanagement Lübeck, 2012 selbst Preisträger im Wettbewerb "Stadt der Wissenschaft", hat die Wissenschaftsstatistik im Stifterverband deshalb einen systematischen Ansatz entwickelt, mit dem es gelingen soll, auch weiche Faktoren wie Lebensqualität und Alleinstellungsmerkmale in Wissenschaftsregionen greifbar und messbar zu machen. Zentrale Fragestellungen dabei waren: Wie können die durch den Wettbewerb ausgelösten Entwicklungen verstetigt werden? Wie lässt sich Wissenschaft als Wachstumsmotor nachhaltig für die Stadtund Regionalentwicklung nutzen und strategisch verankern?

DIE AUTOREN

Iris Klaßen

Sie leitet das Wissenschaftsmanagement Lübeck und wertet Kommunikation als zentralen Erfolgsfaktor für Zukunftsstädte. Wichtig ist ihr, den Erfolg von Investitionen in Wissenschaftsvermittlung messbar zu machen. Deshalb hat sie die Science Scorecard initiiert.

Gero Stenke

Er leitet die Wissenschaftsstatistik GmbH im Stifterverband. Stenke beschäftigt sich bereits seit seinem Studium mit Fragen und Methoden der regionalen Innovationsforschung. Wichtig ist ihm dabei stets ein Nutzen der Forschung für Akteure in der politischen oder unternehmerischen Praxis.

Das Ergebnis ist die Science Scorcard. Dahinter verbirgt sich ein Instrument, dessen Ausgangspunkt die aus der Betriebswirtschaftslehre bekannte Balanced Scorecard ist. Diese ist in Unternehmen ein auf Kennzahlen basierendes Instrument, das aus verschiedenen Blickwinkeln die Strategieentwicklung und die Strategieumsetzung miteinander vernetzt. Diese Idee wurde auf die wissensbasierte Regionalentwicklung übertragen.

- Die Science Scorecard wird ein Instrument, das eine evidenzbasierte Steuerungsgrundlage für regionale Planungsund Strategieentscheidungen mit dem Fokus auf der wissensbasierten Regionalentwicklung liefert. Mithilfe der Science Scorecard wird es für Entscheidungsträger also möglich sein, auf Basis von validen Daten und empirisch abgesicherten Wirkungszusammenhängen unter verschiedenen Investitionsmöglichkeiten die optimale auszuwählen.
- Außerdem macht die Science Scorecard den Entwicklungsstand und die Entwicklungsdynamik einer Wissenschaftsregion messbar. Potenziale, aber auch Hemmnisse für die Entstehung von Innovationen werden mithilfe eines diversifizierten Indikatorenkatalogs sichtbar gemacht. Die relevanten Indikatoren gehen dabei weit über den üblichen Betrachtungsbereich hinaus und nehmen auch die Vernetzung zwischen beiden Sektoren sowie gesellschaftliche und soziale Indikatoren in den Blick. Die Verzahnung von Daten aus Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft sowie die Entwicklung neuer Indikatoren werden ein Mehrwert für die Forschung wie auch für die Regionalpolitik sein.

Die Science Scorecard verbindet Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft. Deshalb hat die Kommunikation einen entscheidenden Stellenwert. Erfolgsgeschichten und relevante Daten und Fakten dahinter werden in ihrer Verbindung für die Öffentlichkeit verständlich und so zum wichtigen Imagefaktor. Zahlen, die mit Emotionen verknüpft sind, merken sich Menschen besser. So ist es möglich, sowohl zentralen Entscheidungsträgern als auch Bürgern den Nutzen und die Sinnhaftigkeit von Investitionen in Wissenschaft und Forschung zu verdeutlichen. Dass dieser Nutzen meist weit über den Wissenschaftsbereich hinausgeht, ist nämlich oftmals nicht bekannt.

In einem ersten Schritt werden für die Science Scorecard etwa zehn Regionen in den Fokus genommen, die über unterschiedliche Stärken und Rahmenbedingungen im Wissenschaftsmanagement verfügen. Sie alle haben am Wettbewerb "Stadt der Wissenschaft" teilgenommen und sind Standort für diverse Hochschulen und Forschungseinrichtungen. Für die Teilnahme am Projekt zahlen sie einen Finanzierungsbeitrag.

Das Projekt durchläuft vier Schritte, an deren Ende jedoch kein Ranking stehen wird. Vielmehr soll deutlich werden, mit welchen konkreten Maßnahmen einzelne erwünschte Entwicklungen unterstützt werden können. Den Regionen steht damit ein "Instrumentenkasten" zur Verfügung, der die Eignung von Maßnahmen für das Erreichen des Ziels der wissensbasierten Regionalentwicklung konkret bewertet. Außerdem wird angestrebt, Best-Practice-Beispiele zu identifizieren, die auf andere Regionen übertragbar sind. Die vier Schritte im Einzelnen:

- 1. Zunächst definieren die Regionen Ziele ihrer wissensbasierten Entwicklung. Sie legen also fest, was sie bis zu einem bestimmten Zeitpunkt erreichen möchten.
- 2. Diese Ziele werden operationalisiert, also in Kennzahlen übersetzt. Die Innovationsforscher der Wissenschaftsstatistik übernehmen diese Aufgabe und stehen hier parallel in einem engen Kontakt zu regionalen Vertretern. Die Basis hierfür bilden empirisch überprüfte Theorien und zahlreiche untersuchte Fallstudien aus dem Feld der regionalen Innovationsforschung. Die Indikatoren werden dabei individuell für jede einzelne Stadt und ihre formulierten

Entwicklungsziele identifiziert und zusammengestellt. Auf diese Weise können die Regionen nachweisen, wie weit sie bei der Umsetzung ihrer Strategien sind und ob diese erfolgreich sind. Darauf aufbauend können sie leichter Maßnahmen für eine beschleunigte Zielerreichung definieren und diese zielgruppengerecht vermitteln. Zugleich wird es eine Auswahl von Indikatoren geben, die in allen Städten und Regionen untersucht werden. So besteht die Möglichkeit des Vergleichs untereinander.

- 3. Das Kennzahlensystem wird anschließend mit realen Daten und Messwerten gefüllt. Damit lassen sich Soll- und Ist-Werte miteinander vergleichen und Abweichungen schnell identifizieren. Dies ermöglicht die Identifikation von Handlungsbedarfen auf dem Weg zur wissensbasierten Regionalentwicklung.
- 4. Nun werden Maßnahmen entwickelt, die einen Beitrag dazu leisten können, die Abweichungen zu reduzieren. Auch hierfür braucht es eine theoretische wie auch eine empirische Basis. Die theoretische Basis ist das Konzept der regionalen Innovationssysteme, das in den 1990er-Jahren etwa maßgeblich von Philip Cooke, Professor für regionalökonomische Entwicklung an der Universität Cardiff, entwickelt und empirisch validiert wurde. Hauptaussage dieser Theorie ist, dass für die Entstehung von Innovationen intensive Interaktionen und Kooperationen unterschiedlicher Akteure auf regionaler Ebene ausschlaggebend sind.

Zusammenspiel der Faktoren

Welche Faktoren die Entstehung intensiver Austauschbeziehungen und vor allem kollektiver Lern- und Innovationsprozesse erleichtern, wurde in den vergangenen 20 Jahren eingehend an regionalen Fallbeispielen empirisch untersucht. Meist verharren diese etablierten Systeme aber auf der Ebene von Indikatoren, die einzelne "Bausteine" eines regionalen Innovationssystems untersuchen: Unternehmen, Wissenschaftseinrichtungen, Qualifikationen. Die so bedeutsamen sozialen Faktoren wie etwa Vertrauen oder ein ähnliches Werteschema, die für die Entstehung von Interaktion dieser Segmente verantwortlich sind und den eigentlichen Technologietransfer ermöglichen, sind nur selten Gegenstand von Kennzahlensystemen. Dadurch geschieht es häufig, dass zwar versucht wird, Kooperationen zwischen Hochschulen und Unternehmen zu zählen, was schon schwer genug ist. Diejenigen Faktoren, die Kooperationen begünstigen, bleiben aber außer Acht, zum Beispiel welche Netzwerke es

gibt, wo sich Vertreter aus Wirtschaft, Wissenschaft und Politik begegnen können, also insgesamt das soziale Kapital der Region oder deren Attraktivität für qualifizierte Arbeitskräfte. Dies ist fatal, da ohne diese Grundlagenanalyse viele Investitionen zwangsläufig ins Leere laufen.

Auch die Interaktionen zwischen Zivilgesellschaft. Wissenschaft und Wirtschaft sind bislang in gängigen Kennzahlensystemen kaum zu finden. Dabei sind sie integraler Bestandteil einer systemischen Sichtweise des Innovationsgeschehens. Dass die Rolle gesellschaftlicher Akteure für das Innovationsgeschehen politisch inzwischen stärker gewichtet wird, zeigen auch die Förderbereiche des neuen EU-Rahmenprogramms Horizont 2020. Hier wird explizit "Wis-

senschaft mit der und für die Gesellschaft" als eigenständiger Förderbereich genannt, in dem es um den Aufbau einer engeren Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Gesellschaft geht. Zu beantworten ist meist allerdings noch die Frage, wie und wann die Gesellschaft auf der regionalen Handlungsebene der Forschungs- und Innovationspolitik intelligent beteiligt werden kann.

All dies sind Aspekte, die selten direkt gemessen werden können. Hier gilt es, neu zu denken und neue Wege der Innovationsforschung zu beschreiten. Genau dies ist für die Wissenschaftsstatistik im Stifterverband der Reiz der Science Scorecard. Nicht weniger als ein deutlich weiterentwickeltes Mess- und Bewertungskonzept für die Voraussetzungen und für die Qualität von Innovationsprozessen soll entstehen. Es wird helfen, investive und politische Prioritäten zu setzen. Außerdem werden die teilnehmenden Regionen auf verschiedenen Ebenen des Austausches die Möglichkeit haben, voneinander zu lernen. Und Lernen ist wiederum die Basis für weitere Innovationen.



Stifterverband | W&W 1-2014 45

ANSPRECHPARTNER

Ansprechpartner im Stifterverband für die Themen dieses Heftes sind:



Gründungsradar Barbara Grave Tel.: (02 01) 84 01-4 24



BildungsinvestitionenMathias Winde
Tel.: (0 30) 32 29 82-5 01



Fellowships Hochschullehre Bettina Jorzik Tel.: (02 01) 84 01-1 03

Der Stifterverband ist die gemeinsame Initiative der Wirtschaft zur Förderung von Wissenschaft und Bildung. Seine rund 3.000 Mitglieder und Förderer wenden pro Jahr rund 30 Millionen Euro für die Verbesserung des Hochschul- und Wissenschaftssystems auf. Dazu entwickelt der Stifterverband Programme und Wettbewerbe. Der Sitz der Hauptverwaltung des Stifterverbandes befindet sich in Essen, in Berlin führt er ein Hauptstadtbüro. Seit mehr als 50 Jahren ist "Wirtschaft & Wissenschaft" das offizielle Organ des Stifterverbandes.



Tolan, Metin Tolan

Wie realistisch sind die Stunts in James-Bond-Filmen?
Solche Fragen bringt Physikprofessor und Filmfan
Metin Tolan regelmäßig in seine Vorlesungen ein.
Im Frühjahr interviewte der Stifterverband den
Communicatorpreisträger in seinem Büro an der
TU Dortmund. Das Ergebnis sehen Sie im
Bildungskanal des Stifterverbandes.

www.youtube.de/stifterverband

IMPRESSUM

Wirtschaft & Wissenschaft Heft 1-2014, 21. Jahrgang • Herausgeber Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft • Verlag Edition Stifterverband – Verwaltungsgesellschaft für Wissenschaftspflege mbh, Essen Chefredakteur Michael Sonnabend (verantwortlich für den Inhalt) • Chefin vom Dienst Simone Höfer • Redaktion Nadine Bühring, Cornelia Herting (Bild), Björn Quäck • Redaktionsanschrift Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Barkhovenallee 1, 45239 Essen, Tel.: (o2 01) 84 01-159, wuw@stifterverband.de • Grafik und Layout SeitenPlan GmbH, Dortmund, www.seitenplan.com • Erscheinungsweise 3 x jährlich, ISSN 0943-5123 • Druck Druckerei Schmidt, Lünen





Der tägliche Wahnsinn

Was wir noch wissen wollten: Zehn Fragen an Zukunftspreisträger Jens König.

1

Wonach suchen Sie?

Geschäftlich immer wieder nach etwas Neuem oder Besserem. Privat suche ich eher nach mehr Gelegenheiten, mich mit Freunden zu treffen.

2

Was ist Ihre früheste Erinnerung?

... wenn ich mich daran noch erinnern würde. Eigentlich kann ich es nur an alten Kinderbildern festmachen, wie ich mit etwa vier Jahren kräftig meinen Vater beim Hausbau unterstützt habe.

3

Was bedeutet Erfolg für Sie?

Ein schöner Erfolg ist es für mich, wenn wir im Team etwas umsetzen, etwas Neues in Serie einführen, etwas (er)schaffen.

4

Was war Ihr größter Irrtum?

Mir fallen eine ganze Menge meiner Irrtümer ein, allerdings könnte ich nicht sagen, welcher nun der größte war.

5

Was lässt Sie nicht schlafen?

Meine Kinder sind schon alt genug, somit meistens nur noch Gedanken an einen Termin oder ein Gespräch, das nicht so gut gelaufen ist. Dann frage ich mich, was ich hätte besser machen können. 6

Wer möchten Sie sein, wenn Sie alt sind?

Ein entspannter Großvater, der noch gesund und aktiv mit den Enkeln tollen kann.

7

Was ist Ihre Inspiration?

Der tägliche Wahnsinn.

8

Was ist Ihr größter Luxus?

Ein schöner Sommerurlaub mit der Familie am Strand zum Entspannen.

9

Wofür haben Sie sich zuletzt geschämt?

Im Nachhinein für zu viel Emotion und Leidenschaft in einem geschäftlichen Gespräch.

10

Worüber lachen Sie?

Am meisten über meine Kinder, oft über Karikaturen, manchmal über meine Fehler, viel zu selten im Kreis von guten Freunden über dumme Sprüche.

JENS KÖNIG

Jens König ist Sprecher des Forscherteams, das 2013 den Deutschen Zukunftspreis gewonnen hat (siehe Seite 26). Er arbeitet als Gruppenleiter für die Technologiefelder Lasermaterialbearbeitung und Fügetechnik bei der Robert Bosch GmbH.



D: DZP/A. PUDENZ

Stifterverband | W&W 1-2014



App geht's ...





Google Play Store

Erleben Sie die W&W als Magazin für iPad & Co: Videos, O-Töne, Bildergalerien, interaktive Elemente und viele Zusatzinfos machen die Ausgabe zu einem digitalen Leseereignis.









www.google.com/+stifterverband